

Est. A-1157

Rf 138858

Bd. 73 Heft 4.

April 1912.

Baltische Monatsschrift

Jahrgang 54

Verlag:
Jonck & Poliewskij
Riga.

Cacao

impalpable

Suchard

très recommandé

Vertreter: HERM. TALLBERG, Riga, Wallstr. 25.

===== Haupt-Depôt der schweizer Chocoladen: =====

**Milka -, Velma -, Noisettine - Suchard,
Noisettes-, Nocato-, Mousseline-Suchard.**

**Ihr Schuhwerk
wird geschützt**

und auffällig blank polirt durch

—❖—❖—❖ **ERDAL** ❖—❖—❖

millionenf. bewährter Schuhcreme.

Haupt-Depôt: HERM. TALLBERG,

===== Riga, Wallstrasse 25. =====

Bachteconsortium der
Aktien-Gesellschaft der chemischen Fabrik
Trampedah & Co., Riga,
Haematogen Trampedah.

Die besten Apparate der Neuzeit u. gewissenhafte Ueberwachung der Fabrikation geben uns die Möglichkeit, eine unübertrefflich hohe Qualität garantieren zu können.

Da Manche gegen das flüssige Haematogen Abneigung hegt oder auch das darin enthaltene Glycerin und den Alkohol nicht vertragen kann, liefern wir außer dem flüssigen Präparat auch

Haematogen trocken in Pulver,
Haematogen-Schokoladetabletten
 und als Neues
Haematogentabletten „Medico“.

Neuem einzunehmen, billig im Gebrauch.

Sagensberger Park,

Direktion: **Crust Sprecher.**

Täglich 8¹/₂ Uhr:

Operette — Garten-Konzert.

Gäste:

Kurt Busch,
Marta Kolmar-Busch,
Käte Schleithner u.

Nach der Vorstellung im Speise-Saal:

Eintritt frei!!! BUNTE BÜHNE. Eintritt frei!!!

Est. A

Tartu ...
 ...
 ...

13850

620453267

Baltische Monatschrift.

Verlag von Jont & Poliewski, Riga, Kaufstraße 3.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Bezugspreis: 8 Rbl. jährlich, nach auswärts unter Kreuzband Rbl. 9.—, ins Ausland M. 20.—, im voraus zahlbar.

Bestellungen nehmen der Verlag und alle deutschen Buchhandlungen entgegen.

Die Preise für Inserate im Anhang betragen in Rubeln:

| | 1/1 Seite | 1/2 Seite | 1/4 Seite |
|--------------|-----------|-----------|-----------|
| 1 Mal . . . | 15.— | 8.— | 5.— |
| 1/4 Jahr . . | 35.— | 20.— | 12.50 |
| 1/2 Jahr . . | 65.— | 35.— | 20.— |
| 1/1 Jahr . . | 125.— | 65.— | 35.— |

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerte sind an die Redaktion der Baltischen Monatschrift, Riga, Kalnezeische Str. Nr. 17a zu richten.

Inhaltsverzeichnis.

| | Seite |
|---|-------|
| Schiller und wir. Von K. Walter | 191 |
| Die Unsterblichkeit. Gedicht von Giovanni Pascoli . Deutsch von Benno Geiger | 214 |
| Über den Anteil baltischer Forscher an der Fortentwicklung der Naturphilosophie. Vortrag, gehalten am 29. März 1912 auf der I. Versammlung balt. Naturforscher v. Ed. v. Stackelberg | 215 |
| Die Schlacht bei Stuhm und die Familie Scott. Pistolefors. Von S. ru. | 228 |
| Apollonius Baron Maltis. Ein vergessener baltischer Dichter. Von Paul Th. Falsk | 234 |
| Kulturgeschichtliche Miscelle: Vor sechzig Jahren. E. Chr. Trautvetter über die lettische Sprache | 245 |
| Klassikerausgaben. Von A. Girgensohn | 251 |
| E. v. Lahn, Neue kaukasische Reisen und Studien. Von K. Grevé | 256 |
| Zur Finnlandfrage. (Aus 2 Briefen N. v. Korewas an die „Times“) | 259 |

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Wienemann.

Druckerei der „Baltischen Monatschrift“, Riga.

Zweite

Rigaer Gesellschaft gegenseitigen Credits

R i g a ,

Ecke der Sand- und gr. Jacobstraße, im eigenen Hause,

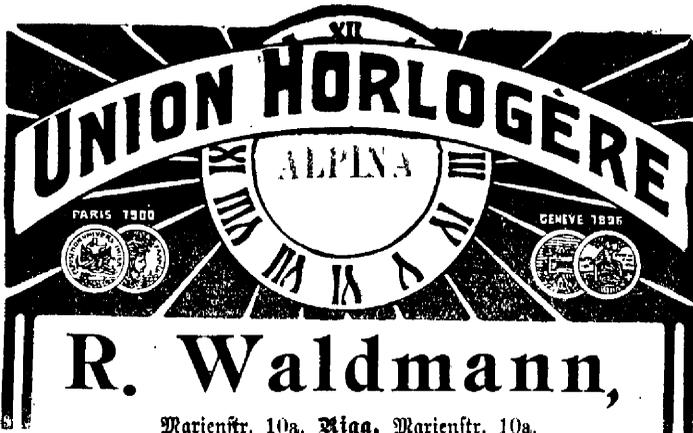
empfiehlt während der

Reise-Saison und auch für das ganze Jahr ihre **Schrankfächer (Safes)** nach neuestem System eingerichteten unter Selbstverschluß der Mieter in verschiedenen Größen, desgleichen werden auch **Wertsachen** in eigenen Kisten, Körben und Kästchen zur **Aufbewahrung** entgegen-
genommen.

Ferner weisen wir auf die unternichts zur Ausgabe gelangenden

Welt-Zirkular-Kreditbriefe hin, die ohne Avis an allen Hauptplätzen der Welt zahlbar sind.

An- und Verkauf von ausländischen Münzen sowie sämtl. **Wertpapieren**.
Nimmt **Giro- und Jahres-Einlagen** zu günstigen Zinssätzen entgegen und gibt **Anweisungen** aufs In- und Ausland ab. **Darlehen gegen Wertpapiere**. ;
Intasso von Wechseln und **Eisenbahnduplikaten**.
Verficherung gegen Amortisation von allen **Prämien-Anleihen**.



Marienstr. 10a. Riga, Marienstr. 10a.

Teleph. 3558.

Taschenuhren, Zimmeruhren, Weckuhren,
(weitgehendste Garantie). Uhrketten, goldene
Ringe, Silberwaren.

Gewissenhafte Ausführung aller Reparaturen in eigener Werkstatt.
Sonntags von 12-5 Uhr geöffnet.

„Schloß Bergfried“ physiol. hygienische Salz

hergestellt von **H. Winter u. Co.** nach Rezepten des kaiserlichen geheimen Sanitätsrates Dr. med. **Uffersperger**, der sie in mehr als 30-jähriger Praxis ausprobiert und vervollkommen hat.

Vom Medizinrat in Rußland gestattet.

Generalvertreter für Rußland: S. Söbte, Riga, Alexanderstr. 16.

Kolisch 847. — Telefon 3596. — Telegr.-Adr.: Söbte, Riga.

Physiologisches Normalsalz (hyg. Salz I). Karton 75 K.

Chemische Zusammensetzung: Natrii phosphoric., Natrii sulphuric., Natrii chlorat., Seignettesalz, Natrii formic., Calcii sulphuric., Ammonii phosphoric.

Das sorgfältig gereinigte trockene Pulver stellt eine physiologische Salzmischung dar, wie sie im normalen Blute des Menschen sich vorfindet, resp. vorfinden sollte. Die tägliche Zufuhr von 6 bis 7 Gramm dieser Salzmischung als Zusatz zur Nahrung bringt lettere auf die Höhe der physiologischen Anforderung und gewöhrt, so weit dies möglich ist, die Erhaltung der Gesundheit und fördert den günstigen Verlauf eingetretener Krankheiten.

Die Zufuhr solcher physiologischen Salzmischung kann nie fänden, sie kann nur nützen.

Dr. Uffersperger, kaiserl. Gehelmer Sanitätsrat.

Hygienisches Salz II (purum). Karton 75 Kop.

Chemische Zusammensetzung: Natrii phosphoric., Natrii sulphuric., Natrii murat., Seignettesalz, Natrii formic., Calcii sulphuric., Ammon. phosphor., Calcii phosphor., Magnes. carbon.

nic., Mangan. carbonic., Silicium amorph., Ferrum albuminat., Calcii fluorat.

Diese Salzmischung enthält alle mineralischen und erdigen Bestandteile des menschlichen Körpers in physiologischer Menge und Mischung und eignet sich vorzüglich als Zusatz zur täglichen Nahrung in Suppen, im Gemüß, in Eiern u. dergl.

Die tägliche, regelmäßige Zufuhr dieses Nährsalzes in der Menge von 7—8 Gramm pro Tag fördert den nötigen Erfolg der im täglichen Stoffwechsel normaler Weise ausgehenden mineralischen Stoffe und ist **unentbehrlich zur Erhaltung der Gesundheit**. Da in diesem Salze die mineralischen Grundlagen aller Körpergewebe, unter anderem auch der Haare und Nägel enthalten sind, so kann der Gebrauch dieser Salzmischung nicht genug empfohlen werden, um k. B. gesunde Nägel und Knochen zu beschaffen, also bei Kindern vom ersten Tage der Geburt an; dann bei schwächeren Frauen, um deren Blut das mineralische Bildungsmaterial für die Körperkraft zuzuführen; dann bei drohendem Haarichmond und bei der Müddelungsanfängen.

Dr. Uffersperger, kaiserl. Gehelmer Sanitätsrat.

Hygienisches Salz für Nerven. Karton 1.00 Kop.

Chemische Zusammensetzung: Ammonii phosphoric., Natrii phosph.

Die mineralische Grundlage unseres Nervens — Lecithin, ist phosphorreiches Ammoniat. Ohne reichliches Nervenöl in den Zwißeln unserer Nerven und ohne reichlichen Erfolg des Lecithins im Gehirn ist eine gesunde, leistungsfähige Tätigkeit im Gehirn nicht möglich. Wer also keine gesunde Nerventätigkeit auf der Höhe der Leistungsfähigkeit erhalten will, wird gut daran tun, für den Erfolg der mineralischen Grundlage des Nervens zu sorgen und täglich eine Messerspitze obigen Nervensalzes neuzunehmen.

Dr. Uffersperger, kaiserl. Gehelmer Sanitätsrat.

Wir bitten um Vorausbezahlung des ganzen Betrages einer Bestellung oder um eine Anzahlung. Im letzteren Falle wird der Rest per Nachnahme erhoben. Nachnahmenesseßen trägt der Besteller.

Wer nicht direkt vom Generalvertreter S. Söbte, Riga, kauft, der verlange in Apotheken und Drogerien nichts ausbrüßlich „Schloß Bergfried“, Nährsalze und weisse Nachnahmenen zurück.

Trinken Sie kein

Wasser, keinen Kaffee, keinen Tee, keine Limonade etc. ohne jedesmal eine kleine Messerspitze Normalsalz (hygienisches Salz I) hinein-zurühren, jedoch in der Regel nicht mehr als $\frac{1}{2}$ Teelöffel täglich.

Essen Sie keine

Suppe, kein Gemüße, überhaupt keine Speise, ohne stets etwas hygienisches Salz II dabei zu verwenden, jedoch in der Regel nicht mehr als $\frac{1}{2}$ Teelöffel täglich.

Künstliches Mineralwasser

wird leicht und billig zubereitet aus dem hygien. Salz I, welches der physiologischen Blutbeschaffenheit entspricht. Seine Wirkung übertrifft die der natürlichen Mineralwasser.

Mühhad-Yoghurt-Tabletten können dauernd ohne jegliche Schädigung genommen werden: je eine Tablette nach der Mahlzeit, 3 mal täglich, für Erwachsene sowohl als Kinder. Originalpackung f. 12 Tage Rbl. 2.—.

Wir empfehlen folgende Sätze:

1. Normalsalzmischung, bestehend aus 5 Kart. hyg. Salz I und 5 Kart. hyg. Salz II. Preis R. 7.50. Nervöse nehmen dazu 1 Kart. Nervensalz. Dann kostet bei Salz R. 9.— franco.

2. Salbe Normalsalzmischung, bestehend aus 3 Kart. hyg. Salz I und 2 Kart. hyg. Salz II. Preis nebst Porto R. 4.— Nervöse nehmen dazu 1 Kart. Nervensalz. Dann kostet der Salz nebst Porto R. 5.70.

3. Probeabendung, bestehend aus je 1 Kart. hyg. Salz I II und Nervensalz. Preis nebst Porto R. 3.25.

4. Doppel-Abendung (Zwei Normalsalzmengungen). Preis R. 14.— Mit 2 Kart. Nervensalz kostet der Satz R. 17.—.

Gesellsch. „Immobil“,

J. L. Rosenthalberg & Co., Riga,

Tel. 7105.

Emvorowstr. 24/26.

Tel. 7105.

Empfehl:

den Besitzern städtischer
oder landscher Immo-
bilien, Güter u. Villen

Käufer,

übernimmt ferner auch
die Teilung und den
Verkauf großer städti-
scher u. landscher Land-
stücke und Güter.



Offertert:

städtische und landsche
Häuser, Güter u. Villen,
auch große und kleine

Landstücke

zum Verkaufe in den
baltischen Provinzen u.
deren Nachbarschaft an
einzelne Personen und
ganze Gruppen.

Handelsabteilung:

Die Gesellschaft offeriert zur Lieferung **landwirtschaftl. Maschinen,
Geräte** usw. jeglicher Art.

Vertreter der Gesellschaft befinden sich in allen großen Städten der
baltischen Provinzen und deren Nachbarschaft.

Börsen = Interessenten!

Auskünfte, Ratschläge etc., äußerst gewissenhaft, über die
Marktlagen der Börsen

BERLIN — LONDON — PARIS

werden von erstklassigem Bankgeschäft an Interessenten kostenlos
und schnell erteilt.

Gesl. Anfragen erbeten unter Chiffre „**Aktiensbank**“ an die Annoncen-
Expedition H. Jacobsen & Co., Akt.-Ges. in Kopenhagen K.



J. LORENTZEN & K^o

BETON und EISENBETON
für HOCH- u. TIEFBAUTEN

RIGA, NIKOLAISTRASSE 11
TELEFON 5095

Teile meiner werten Kundschaft und dem hochgeehrten Publikum mit, daß ich mein

Atelier f. elegante Roben u. Kostüme

von der **Serrenstraße 9**, zur

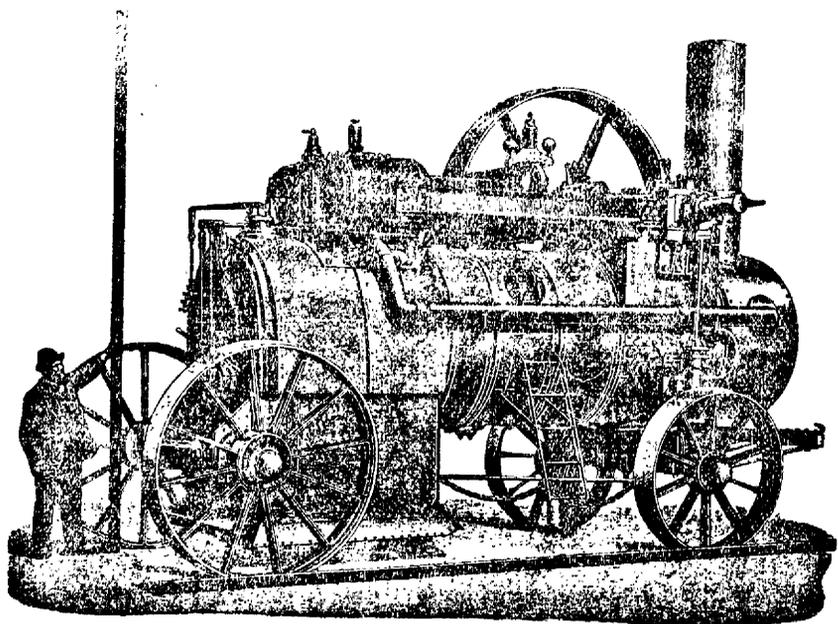
Kaufstrasse Nr. 17, W. 4

verlegt habe. — Für das mir geschenkte Vertrauen bestens dankend, bitte ich, das-
selbe mir auch fernerhin bewahren zu wollen.

Verachtungsvoll **M. LANGE.**

Marshall, Sons & Co. L^{td}.

GAINSBOROUGH.



Lokomobilen,
Dreschmaschinen,
Dampfmaschinen,
Kessel etc.

General-Vertreter für Liv-, Est- und Aurland:

W. Meslin,
RIGA und REVAL.

Schiller und wir.

Ein Vortrag, gehalten von R. Walter.



Als das Jahr 1905 des deutschen Volkes Denken und Fühlen energischer, als das in Verklagsstimmung möglich ist, auf den großen Dichter, Menschheits-Freund und Lehrer Friedrich Schiller lenkte, da feierten auch die Deutschen der Balkenlande dankbar den hohen Mann, der vor 100 Jahren das Feld seiner erstaunlichen und so erfolgreichen Arbeit hatte verlassen müssen. Mit Aufführungen in öffentlichen Sälen wie in Schulen und Privathäusern, mit Vorträgen und Abhandlungen wurde Schiller geehrt, wurden Hörer wie Leser aufgefordert, sich in Schillers Werke und Persönlichkeit zu versenken, ihrem Einfluß immer und immer wieder sich hinzugeben. Durch alle diese Darbietungen, mochten sie noch so verschieden sein an Inhalt und Form und Umfang, tönte doch als immer wiederkehrendes Leitmotiv: Schiller war nicht nur unser, nein, er ist unser und soll auch in Zukunft unser sein. Wenn dieser Ton bei der Erinnerung an Schillers Todestag erklang, der ihn uns genommen hat, wie sollten die gleiche Verehrung, Liebe und Dankbarkeit unser Denken nicht erfüllen und unser Herz nicht erheben an des großen Mannes Geburtstag, der ihn uns als Himmelsgabe geschenkt hat! „Er war unser!“ so klagt sein großer Freund im Namen der Genossen seiner Tage,

„Wie bequem gefellig

Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
 Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
 Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
 Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
 Der Lebenspläne tiefen Sinn erzeugt
 Und fruchtbar sich in Tat und That ergossen;
 Das haben wir erfahren und genossen.“ —

„Er ist unser!“ so frohlocken wir, die wir in Schillers teurem Vermächtnis an die Nachwelt, in seinen Werken, miterfahren und mitgenießen, was Goethe am Freunde gepriesen. — „Er soll auch in Zukunft unser sein!“ so wünschen wir, wenn wir an Kinder und Kindeskinde denken und ihnen zuverlässige Führer auf den verworrenen Pfaden des Lebens erhoffen.

Lassen sie uns heute in Kurzem betrachten, warum Schillers Zeitgenossen durch Goethes Mund um den Verlust Schillers so schmerzvoll klagten; warum wir Jetztlebenden über den Besitz Schillers frohlocken; warum wir unsern Kindern Schiller zum Freunde und Lehrer wünschen. Die Erklärung ist für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die gleiche: sie liegt in des großen Menschen und Dichters Friedrich Schiller mächtigem Wesen und Wirken. —

Die in der Literatur eines Volkes niedergelegte dichterische und wissenschaftliche Leistung desselben ist eine der Äußerungen seines jeweiligen Kulturzustandes, also auch ein Zeugnis für eine und zwar eine der allerwichtigsten Seiten der Volkskultur. Die einzelnen Kulturäußerungen, die dichterische, die wissenschaftliche, die religiöse, die moralische, die politische, die soziale, die merkantile, die technische usw., brauchen nicht gleichzeitig stark oder schwach hervorzutreten, ja es geschieht das sogar fast nie; da strahlt die eine Seite kulminierend eine höchste Entfaltung, während gleichzeitig eine andere im Dunkel des Tiefstzustandes verschwindet. Jedemfalls aber zieht sich die Entwicklung der Kulturgebiete, also auch die der Dichtung, nicht in Form einer ebenen Fläche weiter, sondern hebt und senkt sich in einem steten Wechsel von Berggipfel und Talniederung. Wenn wir nun beim Durcheilen des wellenförmigen Geländes der deutschen Literatur die wesentlichsten Hebungen und Senkungen erwähnen, müssen wir im Auge behalten, daß der genauer Zuschauende natürlich im Sumpf der Niederungen, vielleicht in einer andern Kulturäußerung, immer auch die Keimkraft entdecken wird, die neues Leben vorbereitet und die Möglichkeit schöner Blüte hoch oben auf ragendem Gipfel verheißt. —

Ob die älteste Periode der deutschen Literaturgeschichte, die sogenannte „althochdeutsche Zeit“, Berg oder Tal bedeutet, wollen wir nicht entscheiden, da sich die Verhältnisse insofern Einseitigkeit

der fast ganz geistlichen Literatur unserm Urtheil entziehen. Jedemfalls ist in dieser Zeit der alte heidnische Gesang des deutschen Volkes, soweit schriftliche Niederlegung in Betracht kommt, unterdrückt worden, dafür aber die gewaltige Kulturmacht des Christentums im Lande zur Herrschaft gelangt.

Zum erstenmal erreicht die deutsche Literatur offensichtlich einen hochragenden Gipfel im XII. u. XIII. Jahrh., in der ritterlichen Dichtung der Kreuzzugszeiten. Diese bietet den Idengehalt des Mittelalters mit dessen ganzem Dichten und Trachten in vollster Ausprägung und glänzendster Darstellung, jedoch sogar die heidnisch volkstümliche Sage von ihm beeinflusst wird. — In den Dichtungen Wolframs v. Eschenbach und Walters von der Vogelweide und ihrer Sangesgenossen redet der Charakter der mittelalterlichen Denkweise aufs anschaulichste: die autoritätgläubige Religiosität bei abenteuerndem Tatendurst und reflektierendem Sinnen; die Ausbildung des Lehnswesens mit seinem Dienstverhältnis des Ritters zum Treue heischenden und Treue üben den Herrn wie zur selbsterkorenen minniglichen Frau, und dieses Dienstverhältnis gehoben und veredelt zur Lehnsmannschaft gegenüber dem höchsten Herrn und der höchsten Frau, gegenüber Gott und der Jungfrau Maria. —

Auf diesen Berggipfel der mittelalterlich-romantischen Poesie folgt die Niederung des XIV. und XV. Jahrh. In dem langen Streit zwischen Kaiser und Papst sind beide streitenden Mächte bis zur Ohnmacht erschöpft, die Ritter und die Geistlichen entartet: der Ritter sinkt zum Räuber herab, der Priester zum offenen weltlichen Sünder — Zucht wird Unzucht, Sitte wird Unsitte. Natürlich muß die höfische Kunst, der ritterliche Sang verstummen. Die deutsch-ritterlichen wie die römisch-kirchlichen Ideen sind reif zum Untergange oder wenigstens zu durchgreifender Umgestaltung.

Ein neuer Stand tritt schon im XV. voll und ganz im XVI. Jahrh. an die Spitze der Literatur. Der gelehrte Humanist bürgerlichen Standes verwertet seine Kenntnis des Altertums im Dienste der Kirche. Ein neuer Gipfel, wenn nicht der Poesie, so doch der Literatur ragt im deutschen Lande auf: das Zeitalter der Kirchenreformation und des Aufschwunges der Wissenschaften. Luther und seine Genossen, Gutenberg und Bertold Schwarz, Kopernikus und Kepler, denen sich undeutsche Geistesverwandte

als Erfinder und Entdecker gefeiert, stehen auf diesem im Morgenrot des Fortschrittes strahlenden Gipfel europäischer Kultur.

Das XVII. Jahrhundert bringt wieder ein Herabsinken von der Höhe, ja ein fast hoffnungsloses Versinken im Sumpf. Der 30-jährige Krieg mit seinen Schrecken droht allen Kulturbesitz Deutschlands erbarmungslos zu vernichten.

„Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich,
Verübet sind die Städte, Magdeburg
Ist Schutt, Gewerb und Kunstfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles,
Straflose Frechheit spricht den Sitten Dohn,
Und rohe Horden lagern sich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.“

Dabei treiben Fremdenanbetung und Nachahmungssucht die traurigsten Blüten. Verknöcherung der Wissenschaften, Ausartung des begeisterten Reformationskampfes zu kläglichem Gezänk intermuros, Kleinlichkeit in allem Streben, Trennung der Gelehrten vom Volk, der Gelehrten dichtung von der Volksdichtung: das ist in den Hauptzügen die Signatur des 17. Jahrhunderts.

Und das 18. tritt das Erbe seines elenden Vorgängers an. Und zwar verschlimmern sich fürs erste noch die Verhältnisse dadurch, daß das verderbliche Beispiel Ludwigs XIV. die meisten kleinen deutschen Fürsten in lächerliche Autokraten wandelt, deren Despotie infolge Mangels an Mitteln ein besonders brutales Antlitz zeigt und den Hofadel in eine moralische Verkommenheit hinabstößt, die ein Sittengesetz nur noch für den Bürger und den Bauern als zu recht bestehend anerkennt. Zerrüttet die Staatsfinanzen; äußerlich oder versumpft das kirchliche Leben; eine unausfüllbare Kluft zwischen den oberen Ständen, die, sittlich verkommen, allein Rechte haben und nur zum Genießen da zu sein scheinen, und den Bürgern und Bauern, die, unter hartem und hohnvollem Druck stumpf sich hinschleppend, keine Rechte haben und nur zum Arbeiten da sind; in Pedanterie, Schlendrian und Kriecherei versunken die gelehrte Welt, in Kaufboldtum und Völlerei der Student; der Nachahmung verfallen, unbeholfen, hölzern und langweilig die Dichtung: ein trauriges Bild, das die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts entrollt.

Damit ist aber auch der höchstmögliche Tiefstand der Kultur erreicht, und es geht wieder aufwärts. Ein Keimen, ein Sprießen, endlich geradezu ein allseitig üppiges Schießen bricht sich um die

Mitte des Jahrhunderts Bahn, ein Leben erwacht, wie es nicht möglich geschienen, und es ringt sich hinaus aus dem Schlamm und strebt aufwärts, unentwegt dem Licht entgegen, dem Gipfel zu. Vom Überdruß an der Verlotterung erzeugt, regen sich Kritik und Opposition als verheißungsvolle Vorboten einer lichten Fernsicht über die Dinge der Welt. Die populäre Philosophie der Aufklärer einerseits, der Epener-Franckesche Pietismus anderseits; Friedrichs des Großen imponierende Herrscher- und Kriegergestalt; Klopstocks nationale Begeisterung; Wielands Grazie in deutschem Gewande; Lessings patriotische Kritik und „Minna v. Barnhelm“; Herders Anregung und stürmisches Vorwärtsdrängen: der Zeitgeist weht als ein Stürmen und Drängen auf allen Gebieten; Staat, Gesellschaft, Kirche, Schule, Wissenschaft, Kunst, alles in Bewegung, alles ruft nach Freiheit, Selbständigkeit, Natur, Genie! Es muß Großes kommen! — In diesem Sturm und Drang waren Goethe und Schiller geboren.

Wir sehen, die deutsche Literatur steht in engster Beziehung zu politischen Ereignissen und Zuständen Deutschlands; aus der Geschichte des Landes heraus wächst seine Literatur. Wie steht es in unserer baltischen Heimat mit diesem Verhältnis? Die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands ist ganz andere Wege gegangen, als die Deutschlands. Zwar sind, soweit die ältesten bisher gefundenen Spuren uns berichten, im größten Teil der baltischen Provinzen ebenso wie in Deutschland die Ureinwohner Germanen gewesen. Aber während in Deutschland die Deutschen festhaft bleiben und früher bejessene Gebiete den nachrückenden Wenden und Slaven später wieder abnehmen, verlassen die baltischen Deutschen aus noch nicht erkennbaren Ursachen ihre Sitze, und es rücken nach einiger Zeit Letten in die verlassenen Gelände, die sie noch heute einnehmen. Im 11. Jahrhundert erfolgt dann eine neue Einwanderung der Deutschen, aber nur der oberen Stände, der Priester, der Ritter, der Kaufleute, der Handwerker, während der deutsche Bauer dieser Kolonie Deutschlands fehlt. — Städte und Burgen werden gebaut, und während im nördlichen Teil des Landes die Esten in hartnäckigen Kämpfen unterworfen werden, schließt sich der damals allem Anschein nach dem Untergang geweihte Stamm der Letten den Deutschen an und wird durch diese zum Landvolk Kurlands und Südlivlands, indem er durch die Einwanderer gegen

seine von allen Seiten gegen ihn andringenden stärkeren Feinde, die Russen, Esten, Liven und Littauer, beschützt und darauf bei der Letztisierung der Liven und Kuren unterstützt wird. Nachdem das politisch wie national keine Einheit bildende Gebiet vom deutschen Reich im Stich gelassen ist, bildet es Jahrhunderte lang den Zankapfel zwischen Polen, Schweden und Rußland, welches letzterem es endlich auf die Dauer zufällt. Während in Deutschland am Anfang des 18. Jahrhunderts die vorhin geschilderten traurigen Kulturzustände herrschen, gibt den baltischen Landen, wenigstens Livland und Estland, Peter der Große nach jahrhundertelangen Wirren und Qualen den ersehnten Frieden und mit ihm die Aussicht auf gedeihliche Entwicklung, zumal er für sich und seine Nachfolger das Fortbestehen der Selbstverwaltung, der evangelischen Landeskirche und der deutschen Sprache als Schul- und Gerichtssprache zusagt.

Haben nun die eigenartigen bunten Gesichte des Landes eine baltische Kultur gezeitigt? In keiner Weise. Die Kultur unsrer baltischen Heimat ist durchweg die Deutschlands, und selbst die Nichtdeutschen des Landes haben diese deutsche Kultur, bis auf die Bewahrung ihrer Muttersprache und ihres Volksliedes, bei welcher Bewahrung sie durch die Deutschen auf das tatkräftigste unterstützt wurden. Wenn man in Deutschland im 13. Jahrhundert allenthalben Länder- und Städtegeschichte in Versen aufzeichnet, so erhalten auch wir unsre „Livländische Neimchronik“; wo die Begeisterung der Reformation das deutsche Volk ergriffen, steht Riga in der ersten Reihe der Städte, die sich der neuen Kirchenordnung anschließen, und erhält nebst Reval von Luther selbst Aufmunterung und Rat; mit den Anfängen des deutschen Dramas, den Iudä, macht Burkard Waldis die Rigenjer bekannt durch Aufführung seines geistlichen Spiels „vom verlorenen Sohn“; das deutsche Schuldrama bleibt den baltischen Gymnasien nicht fremd; Herders erste kritische Schriften gehen von Riga aus; und je reger das geistige Leben in Deutschland im 18. Jahrh. emporstrebt, desto lebhafter wächst auch bei uns das Interesse für dasselbe. Die stärkste Bewunderung, ja Begeisterung hat aber Schillers Dichtung in unserer Heimat geweckt. Ein Zeugnis dafür ist die ganz besonders reiche Schillerliteratur mit fast allen Erst- drucken von Schillers Dichtungen in der Stadtbibliothek Rigas,

ein Zeugnis dafür auch, daß das älteste aller Schillerdenkmäler im Park eines estländischen Gutes steht.

Albert Vielschowsky beginnt seine schöne Goethebiographie mit folgenden Worten: „Als ein frommer Mann (so erzählt eine alte Legende), dessen Heiligkeit Gott offenbaren wollte, nach langer Bußfahrt eine Kirche seiner Heimat betrat, da fingen die Glocken dieser und aller andern Kirchen des Ortes zu läuten an. So hätten die Glocken des ganzen Erdkreises erklingen müssen, als Joh. Wolff. Goethe am 28. Aug. 1749 Schlag 12 Uhr mittags zu Frankfurt a./M. diesen Planeten betrat, um sein Licht in ungeahnter Fülle zu vermehren.“

Ebenso hätten auch — fügen wir hinzu — die Glocken, wenn auch vielleicht nicht des ganzen Erdkreises, so doch wenigstens die Glocken aller Kirchen, in denen Deutsche beten, erklingen müssen, als vor 150 Jahren am 10. Nov. 1759 in einem ärmlichen Häuschen des weltentrückten herzoglich württembergischen Städtchens Marbach — Friedrich Schiller geboren wurde, um dem von Goethe gespendeten Lichte das seine zu gesellen. Denn offenbar hat sich der Himmel den Menschen, die sich lange Zeit durch öde Wüsten geschleppt, besonders gnädig erweisen wollen, als er ihnen die beiden großen Männer geschenkt, welche uns, zuerst getrennt, dann aber trotz ihrer fast gegensätzlichen Beredsamkeit, in jenem beispiellosen Freundschaftsbunde — als Dichter: Spender, als Menschen: Vorbilder geworden sind, die wir, wie die besten ihrer Zeitgenossen, noch immer bewundern und lieben und dankbar verehren, und die wir uns auch für unsre Kinder und Kindeskinde zu Lehrern, Führern und Freunden vom Himmel erbitten. —

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Dies stolze Wort, das Schiller seinen Wallenstein sagen läßt, charakterisiert des Dichters eigenes Leben und Schaffen. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Dies stolze Wort erklärt uns auch, warum Schiller unser war, unser ist und unser bleiben wird; denn da das deutsche Volk den unzerstörbaren Drang nach einem Ideal in sich trägt, ist der Idealist Friedrich Schiller, dessen Geburtstag ein Siegesfest des Geistes genannt werden darf, sein Lieblingsdichter; das deutsche Volk empfindet eben Schiller mehr wie jeden andern Dichter als den Dichter — des Ideals. — Unsrer Zeit

neigt nun wohl besonders zu dem irrigen Urtheil, die Idealisten kennten die Welt nicht und seien daher fürs Leben unbrauchbare Leute. Gewiß gibt es einen falschen Idealismus, der den Geist in tatenlose Träumereien einwiegt oder in unfruchtbarem Raisonnement darüber sich ergeht, daß es besser anssehen sollte in dieser Welt; und solche Idealisten sind freilich unbrauchbar und, wenn sie Einfluß gewinnen, schädlich. Der wahre Idealismus aber kennt die Welt sehr wohl, und gerade weil er sie kennt, strebt er danach, sie zu überwinden, indem er sich nicht den sichtbaren Dingen hingibt und sich in ihnen wohl sein läßt, sondern einen Standpunkt außer der Erde einnimmt, um sie zu beherrschen. Die Begeisterung für die unsichtbaren Lebensgüter, deren Erreichung wir uns zum Ziele setzen — das ist der wahre, weil tatkräftige und — scheuen wir uns nicht vor dem scheinbaren Widerspruch — der realistische Idealismus. „Der echte Idealist weiß seine Gedanken zu verwirklichen, zu versinnlichen, sie mit Realität zu sättigen.“ Man denke bloß an „Wallensteins Lager“ und „Wilhelm Tell“: wie realistisch bietet uns Schiller da Zeit und Ort trotz mangelhaftester Hilfsmittel! Aber er geht niemals im bloß Realen auf; er begnügt sich niemals mit nachahmender Darstellung des Gegebenen; er bleibt nirgends dem Gewöhnlichen verhaftet. Kein charakteristischer Zug der Wirklichkeit wird getilgt; der echte Künstler-Idealist entrückt uns nicht dem Leben, aber er erhebt uns über alle beengenden Schranken, über alles Gemeine und verklärt uns das Wirkliche nach seinem Urbild — im Geiste des Schöpfers.“ Solche Idealisten sind überall auf den Gipfelhöhen der Kultur die führenden Männer gewesen, natürlich jeder seiner Zeit entsprechend, jeder dem ihm zukommenden Gebiete gemäß. Solch echter Idealismus füllte auch bei all seinem Schaffen Schillers starke Seele ganz. Und dadurch eben wurde er des deutschen Volkes Lieblingsdichter, darum war er unser, ist unser und wird unser bleiben. Aus der Sumpfniederung des Materialismus führt er uns hin auf den Gipfel des Ideals.

Für unsere Jugend namentlich sollten wir das im Auge behalten. Eine der wichtigsten Aufgaben des Lese- und Literaturunterrichts ist, der Jugend, die ja zum Kampf des Lebens erzogen werden soll, kraftvolle Gestalten vorzuführen, die nach hohen Zielen streben. Starker Wille und sieghafte Kraft sind ja doch die

Mannestugenden, die schon vom jungen Menschen am höchsten geschätzt und am bereitwilligsten anerkannt werden. An impotenten Schwächlingen, deren Geschichte in psychologisch fein und überzeugend durchgeführter Zeichnung geboten sind, mag sich ein reiferes Alter defektieren, das kritisch geschult ist und selbst schon an Leistungen was zu verzeichnen hat. Aus Schulprogrammen aber ist jedes Literaturwerk, mag es an sich auch ein vollendetes Kunstwerk sein, zu tilgen, wenn es die Schwäche, das Nichtkönnen des Menschen anschaulich dartut, selbst wenn es solchen Mangel verspottet; und wenn man sagt, derartige Gestalten sollen dem Schüler zeigen, wie der Mensch es nicht machen soll, so muß man an die Methode denken, Rechtschreibung zu lehren, indem man die Klassentafel mit falsch geschriebenen Worten füllt. Natürlich soll bei dieser Verurteilung schwacher Personen als Lesestoff weder an echten Humor gedacht werden, der die Beleuchtung der Schwäche mit Liebe paart, noch auch an der tragischen Helden Fehler, die eben nicht aus Schwäche, sondern gerade aus Stärke resultieren. Ein vernünftiges Programm und ein vernünftiger Lehrer werden bei Auswahl der Lektüre die vielen Verschiedenheiten in den Zielen der Schulen, der Höhe der Klassen, dem Alter der Schüler wie ihrer Nationalität und Beanlage zu berücksichtigen haben. Bei solcher Auswahl soll neue und neueste Dichtung nicht ausgeschlossen werden, wenn sie der Jugend wertvollen Bildungstoff bietet. Dagegen dürfte man hinsichtlich der theoretischen Behandlung der modernen Literatur in der Schule — gegenüber der jetzt scheinbar herrschenden Ansicht — wohl gewisse lehrerliche Zweifel hegen: gehören die Definitionen von Pseudoromantik, Realismus, Naturalismus, Effektizismus, Symbolismus, Moderne schon ebenso in die Geschichte, die man Schülern vortragen soll, wie die abgeschlossenen Gebiete des Klassizismus und der Romantik? Hat die Zeit an den neueren Bestrebungen schon ihr geschichtsbildendes Werk vollendet? müßte sie nicht vielmehr noch vieles tilgen, das Tagesurteil noch sehr modifizieren, bevor man sein Mißtrauen gegen die geistreichen Interpreten zeitgenössischer Literatur aufzugeben imstande sein sollte? Sichere Urteile über alles Suchende, über alles Zweifelhafte, Tastende, sollten in der Schule vermieden werden. Heller unterscheiden wird der junge Mensch, wo er unter den modernen Dichtungen wählt, zwischen

Wahren und Falschem, zwischen Gutem und Schlechtem, wenn ihn ein großer Meister im Dichten, und zwar ein Dichter des Ideals, den er kennt und liebt, an der Hand führt. Die Schule lehre ihre Zöglinge in Schiller finden „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.“ Denn der beste Führer der Jugend durch den deutschen Dichtermalde ist Friedrich Schiller:

. . . „Es schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Wie sollte in der Zeit, in die Schiller hineingestellt worden, in einer von Willkür, Despotie, Gewissenlosigkeit, Schlawheit und Stumpfheit gebundenen Zeit, wie sollte der Dichter des Ideals nicht mit Notwendigkeit zum Dichter der Freiheit werden, zum Vorkämpfer mit flammendem Wort: heraus aus dem Sumpf der Gebundenheit, empor zum lichten Gipfel der Freiheit?

„Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüns
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.“

Wie weit ab aber steht Schillers Freiheitsbegriff und Freiheitsbetätigung von der Übertreibung und Zügellosigkeit der französischen Freiheitsphilosophen und Freiheitshelden am Ende des 18. Jahrh., ganz zu schweigen von Auslands Banden am Anfang des 20., die das hehre Gut der Freiheit durch Raub und Mord schändeten! Wohl singt Schiller:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren!“

Aber auch:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Mann erzittert nicht!“

Allerdings ist auch Schiller trotz seiner edlen Gesinnung nicht als reifer Freiheitskämpfer, wie wir ihn in seinen späteren Jahren kennen, auf den Plan getreten. Im Zorn gegen das Unrecht in der Gesellschaft läßt er, getrieben von jugendlicher Leidenschaftlichkeit, einen wilden Jüngling an der Spitze einer Räuberbande sich der Welt entgegenwerfen und Unrecht mit Unrecht bekämpfen. Aber Karl Moor spricht zum Schluß: „Ich ahne, daß zwei Menschen, wie ich, den Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden.“ Das heißt, Schiller hat trotz seiner Jugend und trotz der Hemmungen und Ungerechtigkeiten, die er erfahren, erkannt, daß leidenschaftlicher Haß unreifer Menschen,

mag er in den Verhältnissen auch seine Erklärung finden, nichts zu bessern imstande ist, daß er nur zerstören kann, ohne aufzubauen:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten,
Wo sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.“

Nicht zerstören aber wollte unser großer Idealist, sondern bessern, und darum mußte er seinen von harten Erfahrungen getrübbten Begriff von der Freiheit klären. Und wie tat er das? Höchst charakteristisch für Schiller, bewunderungs- und nachahmenswert für uns alle war sein Verfahren: er, dem die Besserung der Menschheit als höchstes Ziel vor Augen stand, besserte zuerst an sich. Trotz des tosenden Beifallssturmes, den die „Räuber“ ihm eingetragen — nichts von Anmaßung, nur tiefe Bescheidenheit und Selbstkritik. Er füllte im freundschaftlichen Umgang mit ihm beratenden edlen Männern und Frauen die Lücken seiner gesellschaftlichen, im Selbststudium die Lücken seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung aus, in beiden endlich die Lücken in der für den Menschheitsbildner so notwendigen Menschenkenntnis. Von der Philosophie wurden ihm für seine menscheitsbessernde, befreiende Dichterarbeit dargereicht Ideenreichtum und straffe Logik; von der Geschichte die Gegenstände und Menschen der Dichtung; von Shakespeare strogende Fülle und scharfe Zeichnung der Lebenswahrheit; von den Griechen edle Einfachheit, Harmonie von Geist und Sinnenwelt, vor allem das schöne Maß. Schillers rastlose, seine freie Zeit beschränkende Arbeit an sich selbst weist überall fort von jugendlicher Schrankenlosigkeit und hin auf das hohe ideale Ziel der lediglich durch Selbstbeschränkung zu erwerbenden echten Freiheit. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“

Schon im „Fiesko“ und in „Kabale und Liebe“ sucht er das Allgemeine und Unbestimmte zu begrenzen, im ersteren durch die historische Tatsache politischer Gegensätze, in letzterem durch die soziale Tatsache der Ständeunterschiede. Aber die Freiheit bleibt nichtsdestoweniger als das Treibende bestehen: die Auflehnung gegen politischen und sozialen Druck und Eigennutz.

Und welch ein Fortschritt auf Schillers Selbstbildungsweg schon im „Don Carlos“, in dem auch rein äußerlich die gebundene Rede des Verses die Selbstzucht des Dichters bezeugt! „Majestät, geben sie Gedankenfreiheit!“ ruft ein edler, kühner Mann, „dessen

Liebe die Menschheit ist mit allen künftigen Geschlechtern, ein Bürger der Jahrhunderte, die da kommen werden.“ Nicht die Waffe hebt er gegen den Tyrannen, der mit der Inquisition gegen selbständig denkende und anders glaubende Untertanen wüthet, nein, Einfluß sucht Posa zu gewinnen auf den Herrscher, den er, seinen Untertanen — „Gedankenfreiheit“ zu schenken, anfleht. —

Und als der Selbstbildner endlich den Freund gefunden, dem er sich in allem, worin der größer ist, also im rein Dichterischen, willig, ja begeistert unterordnet, da hat er für sich durch Selbstzucht den Gipfel der Freiheit erstiegen, er hat Meisterschaft: er kann in schaffensfreudiger Tatkraft und Zuversicht, worin er Goethe überragt, diesen zum Dichten anfeuern und bestimmen, er kann sein Volk durch Vorführung gewaltiger sittlicher Kämpfe starker Menschen in seinen geschichtlichen Dramen zur Freiheit aufrufen, zu einer geläuterteren Freiheit, als sie in den „Räubern“ übergeschäumt, als sie in der französischen Revolution ihr entweihetes Antlitz gezeigt, für die Freiheit des Menschen von allem Unwahren, Unguten, Unschönen.

Und noch eins: wenn wir eben betont haben, daß Schiller durch Selbstbeschränkung zur wahren Freiheit sich durchgerungen, so gehört ganz und voll in diese Entwicklung hinein seine große Wandlung vom kosmopolitischen zum nationalen Dichter. Aus dem Menschheitsbeglückter in den „Räubern“ und im „Don Karlos“ war ohne Aufgabe oder Erkaltung der Menschenliebe und trotz der kosmopolitischen Denk- und Fühlweise der Zeit — in der „Jungfrau von Orleans“ und im „Tell“ ein Vaterlandsbefreier geworden:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“

Und:

„D. lerne fühlen, welches Stamms du bist!“

Oder gar an anderer Stelle und in anderer Weise mit dem Freiheitsgedanken verbunden:

„Gw'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone
Seines Menschenadels schmäh't,
Kniet vor einem fremden Göhen,
Der des Briten toten Schätzen
Huldigt und des Franken Glanz!“

Der Beschluß der Rätlimänner, bei Erkämpfung der Freiheit die größtmögliche Mäßigung walten zu lassen, klingt kurz vor Schluß seines Lebens wie ein Selbstbekenntnis des Dichters nach Beendigung seiner Selbsterziehung. Und wie hoch stehen die Vaterlandsdramen über den Menschheitsdramen! Wie viel klarer tritt infolge der Beschränkung auch der Freiheitsbegriff in ihnen hervor! Und wie verschieden sind die Wirkungen: nach der Erstaufführung der „Räuber“ fällt das Publikum in Paroxismus, der an Tobsucht grenzt, und die blutigen Franzosen ehren den Dichter für sein Drama durch Ernennung zum Bürger der Republik; mit der „Jungfrau“ und dem „Tell“ schlägt Schiller, nach dem Tode noch lebend, an der Spitze seines Volkes die Freiheitskämpfe gegen Napoleon.

Das Bedürfnis, durch die Dichtung zu wirken, bestimmt die Dichtweise Schillers. Sowohl Goethe als Schiller haben ihren Dichterruhm als „Stürmer und Dränger“ durch revolutionäre Dramen begründet. Über den „Goetz von Berlichingen“ bemerkt nun Goethes Mutter: „Meinem Sohn ist es nicht im Traume eingefallen, seinen Götz für die Bühne zu schreiben“; und die zeitgenössischen Kritiker sagen, das Drama ist als Bühnenstück verfehlt und doch eine Dichtung von unvergänglicher Schönheit. Schiller dagegen schreibt während der Vorbereitung zur Aufführung der „Räuber“: „die poetische Seite kann jederzeit mit Vorteil an einem Theaterstück wegbleiben.“ Höchst charakteristische Urteile, aus denen wir auch den wesentlichsten Unterschied in der Dichtweise unserer beiden größten Dichter heraus hören, die wir übrigens nicht weiter mit einander vergleichen wollen — hat doch schon Goethe selbst diesen Vergleich als müßig zurückgewiesen: für Goethe ist die Gattung des Dramas nur geeignetste Form für eine Dichtung; für Schiller ist das Dichterische mehr nur Beihilfe zur Wirkung des Gedichts auf das Publikum. Freilich sagt Schiller jenes für einen Dichter geradezu großartig kühne Wort „die poetische Seite kann jederzeit mit Vorteil wegbleiben“ nur, wo er vom Bühnendrama spricht; aber immerhin: das Bühnendrama ist doch auch ein poetisches Werk, und Schillers übrige Dichtungen verraten gern auch dramatischen Charakter. „Das Ideal, dem Schiller nachtrachtet, das er veranschaulicht, ist eben nicht die Schönheit der körperlichen Gestalt, der ruhenden Form,

sondern das geistige Leben in seinem Werden, der Wille in seiner Vollführung durch die Tat und für die Stärkung des Willens zur Tat die Wirkung auf seine Mitmenschen; so ward er Dichter und wesentlich Dramatiker. Und hier ist es wiederum nicht die feinnige Entfaltung des Individuellen, die Offenbarung der Herzensgeheimnisse, der Gemütsinnerlichkeit, was ihn anzieht und ihn gleich Goethe zum Seelenmaler gemacht hätte, sondern es sind die allgemeinen Gedanken, welche die ganze Menschheit berühren, es sind die weltbewegenden Fragen des öffentlichen Lebens, denen er sich zuwendet.“

„Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,
Im engen Kreis verengert sich der Sinn.“ . . .

Das Bedürfnis, für Wahres, Gutes, Schönes durchs Wort unmittelbar auf Hörer und Leser zu wirken, macht Schiller in erster Reihe zum Bühnendichter; dasselbe Bedürfnis färbt Schillers poetische Redeweise didaktisch und rhetorisch.

Das Didaktische und Rhetorische sind nun freilich unleugbar unpoetische Elemente. Und diese unleugbare Tatsache hat den Gegnern von Schillers Diktion einen bösen Streich gespielt: sie hat dieselben zum schlimmsten Fehler des Kritikers verleitet, zur Vernachlässigung der Objektivität: weil Schiller lehrhaft und rhetorisch spricht, so sei er unpoetisch; weil er auf der Bühne den Effekt nicht verschmäht, so sei er theatralisch, also unnatürlich. Beurteiler, die so sprechen, gehen von einem falsch gewählten Standpunkt aus und legen einen ganz unzulässigen Maßstab an Schillers Dichtung, den Maßstab der rein künstlerischen Dichtweise Goethes. Das Dichten ist für Schiller nicht Schönheitskultus, Kunstpflege an sich, sondern es ist ihm in erster Reihe ein pädagogisches Mittel. Allenthalben bezeugen das seine eignen Worte, man denke nur an das Gedicht „Die Künstler“, an die Briefe über „ästhetische Erziehung“, an den Aufsatz „die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet.“ Die Ansicht, daß durch die Kunst die Erziehung der Menschheit zu bewerkstelligen sei, lag gerade den Besten jener Zeit sehr nahe; denn die Kunst war das einzige Gebiet, auf dem ein deutscher Menschenfreund in der damaligen parlamentslosen Zeit öffentlich für und auf die Menschen wirken konnte; daß er als Dichter offen reden durfte, ohne von Polizei

und Zensur wesentlich darin gehindert zu werden, haben wir vielleicht noch der souveränen Verachtung zu verdanken, mit der die meisten deutschen Fürsten nach dem Vorbilde Friedrichs d. Gr. — Gott sei's gedankt — auf die deutsche Literatur herabsahen, so daß sie sich nicht um sie kümmerten. Schiller nun hat sich in den ärmlichen Verhältnissen der Kinderjahre, während der niederdrückenden, unnatürlichen Lernjahre in der Karlschule und trotz aller Hindernisse und Widerwärtigkeiten späterer Zeit — ein echter Idealist — das göttliche Geschenk der Hoffnung und die Naturgabe des starken Willens bewahrt und hat sich mit dieser Ausrüstung emporgerungen zur hehren Höhe wahrer Bildung, persönlicher Freiheit. Ein so hoffnungsfreudiger Mensch, wie Schiller, mußte die Zuversicht hegen, daß auch seine Mitmenschen die Hoffnung nicht werden aufgegeben haben, aus den kläglichen Tiefen ihrer Zeit sich emporzurichten zu menschenwürdigen Höhen; und ein so willensstarker Mensch wie Schiller mit so feurigem Temperament mußte das Bedürfnis in sich brennen fühlen, an seinem eignen Bergstieg die hoffenden Mitmenschen teilnehmen zu lassen, ja ihnen ein Wegweiser zu sein und, wo es nötig, ein Krieger im Streit. Darum wurde er Dichter, darum wurde er Bühnendramatiker, darum sind seine Dramen theatralisch, darum ist seine Redeweise lehrhaft und rhetorisch.

Zudem: Schiller, der große Besserer an sich selbst, setzt in seinem Aufsatz „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ die erste und grundlegende Aufgabe der dramatischen Kunst in ihre ästhetische Wirkung; und eine ästhetische Wirkung der Schiller'schen Dramen — „nehmt alles nur in allem“ — muß jeder empfinden, der empfänglich ist für das Schöne, und es werden ihn die unpoetischen Eigentümlichkeiten darin nicht stören, denn wie meistert Schiller diese selbst, das Lehrhafte, Reflektierende, Rhetorische: er zwingt uns durch die Begeisterung seines Fühlens, die Tiefe seines Denkens und die Kraft seines Ausdrucks, selbst das als Ästhetisches zu empfinden, was die Loupe einer ästhetisierenden Kritik vielleicht als solches ausschaltet.

Mochte Schiller aber, wie in den Tagen der „Räuber“, die poetische Seite des Dramas in die zweite Reihe setzen, mochte er, wie im Aufsatz über die Schaubühne, die ästhetische Wirkung als erste Aufgabe des Dramas bezeichnen: immer bleibt er ein dra-

matischer Geist durch und durch, der seine Dramen, das erste wie das letzte, immer groß und sicher anlegt und wirkungsvoll durchführt; ja, er ist bis jetzt unser größter Dramatiker geblieben. Nur ist bei ihm vielleicht mehr, als bei allen andern, der Dichter vom Menschen nicht zu trennen.

Mühteln wir daher nicht an Einzelheiten, die auf persönlichen und zeitlichen Eigentümlichkeiten beruhen, und die der eine oder der andere vielleicht besser gemacht, sondern freuen wir uns, daß Schillers Dramen noch auf unsern Bühnen und Schillers Balladen noch in unsern Lesebüchern leben, und danken wir es dem Himmel, daß er uns in Friedrich Schiller einen Dichter hat geboren werden lassen, dessen Wille und Tat seinem Geist nachschritten „ins Ewige des Wahren, Guten — Schönen!“

Aber trotz aller Verehrung und Dankbarkeit, die heute unsre Herzen höher schlagen lassen, werden wir nicht übersehen dürfen, daß eine Abwendung von Schiller unverkennbar ist. Nun, an und für sich wäre dabei nichts zum Verwundern, wenn ein Dichter, dessen letztes größeres Werk bereits vor 105 Jahren erschien, in den Hintergrund tritt; wie viele dürfen sich denn überhaupt einer so langen Lebensdauer nach dem Tode rühmen? und es ist ganz in der Ordnung, wenn die Folgezeit die Vergangenheit überwindet, über sie hinauswächst: haben doch seit je alle echten Idealisten, wie Schiller, auf solchen Fortschritt der schaffenden Menschen hingearbeitet. Es fragt sich nur: ist Schiller von späteren Dichtern, speziell Dramatikern, übertroffen und überwunden worden? und, wenn er übertroffen ist, von wem und worin? Im allgemeinen werden wir die Verechtigung für eine Abwendung von Schiller, oder aber eine bedauerliche Verirrung bei solcher Abwendung konstatieren dürfen nach dem Grundsatz: was in seinen Werken seiner engeren Zeit gehört, ist mit dieser Zeit verwestlich; was Ewiges sich in seine Worte hüllt, wird dauern. „Majestät, geben Sie Gedankenfreiheit!“ fleht Marquis Posa den Autokraten Philipp an: er bittet für die Untertanen um Freiheit des Denkens und Redens auf politischem und religiösem Gebiet. „Seid einig!“ ruft der Freiherr von Uttinghausen seinen nach Stämmen wie nach Ständen geschiedenen Landsleuten zu: er mahnt zur Vereinigung der getrennten Lande und zum Ausgleich der Standesunterschiede. „Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an!“ ruft derselbe

Attinghausen seinem Freiheit und Vaterland nicht achtenden Neffen Ulrich von Rudenz zu: es sind Mahnworte, die Heimat nicht zu verlassen, sondern alle Kraft ihr zu weihen.

Was ist Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!
 Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
 Der Staat muß untergeh'n, früh oder spät,
 Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

So züchtigt der leidenschaftliche, aber patriotische Leo Sapieha die republikanische Scheinfreiheit. —

Blicken wir nach Deutschland hinüber: politische und religiöse Denk- und Redefreiheit sind schon lange unantastbare Besitztümer des Volkes; die vielen deutschen Länder sind zum deutschen Reiche geeint; gleiches, unparteiisches Recht und allgemeine Schul- und Wehrpflicht schlagen Brücken über die Kluft zwischen den Ständen des Volkes; Nationalgefühl und Patriotismus sind mächtig erstarbt. Wird Schiller auch mit dem Worte Sapiehas, wie mit den anderen, sich als den großen Propheten erweisen, wenn einst die Parlamente, die den Dichtern die politische Rede abgenommen, die wahre staats-erhaltende Freiheit wiederherstellen, indem sie die unbedingte Herrschaft der Stimmenmehrheit einschränken? — Der Kampf für bürgerliche wie staatliche Freiheit ist also dem deutschen Dichter unserer Tage als Betätigungsgebiet teils durch Erreichung des Ziels, teils durch andere Kämpfer genommen worden. Mit den Gegenständen wird ganz berechtigter Weise auch die Schiller eigentümliche Behandlungsart dieser Gegenstände und die Sprechweise des Dichters schwinden: Schiller bedurfte zum Zweck eindringlicher Belehrung und kraftvoller Wirkung didaktischer Ausdrucksweise und rhetorischen Pathos; wer dessen in seiner Dichtung nicht bedarf, soll sich natürlich dazu nicht zwingen. Aber nicht bloß für das Erkämpfen politischer Freiheiten des Volkes fehlt dem modernen Dichter die Veranlassung; vieles andere noch, was den Interessen von Schillers Zeitgenossen entsprach, muß jetzt einem neuen Zeitalter weichen. Denn unsre ganze Gedankenatmosphäre ist so grundverschieden vom Geist der Tage Schillers. „Die Gebildeten der ganzen Nation waren damals eine große Gemeinde, in welcher der Kultus des Schönen andächtig begangen wurde. Jedes neue Dichtwerk trat wie ein Ereignis in diesen Kreis; die Taten des Genius galten mehr, als die Taten der Weltgeschichte. Die Herrlichkeit des ästhetischen Ideals war über dem deutschen Volke

mit einer Glorie aufgegangen, welche alles andere überstrahlte". Wie anders jetzt! Wir leben in einer Zeit gewaltigen Fortschrittes, in der die Kultur mit einer Energie fortschrebt, die zur Zeit Schillers kaum dunkel geahnt werden konnte, in einer Zeit, die als Fortsetzung der Tage Gutenbergs und Kolumbus erscheint: Zeit und Raum werden zu Wasser und zu Lande der Herrschaft des Menschen unterworfen, und selbst das Luftmeer muß sich ihr beugen; die Wissenschaften haben, Hand in Hand mit der Technik, einen Schnelllauf unternommen, einem früher nicht geahnten Gipfel der Vollendung zu. —

Aber gerade durch diese beispiellosen Erfolge haben Wissenschaft und Technik das Interesse der Menschen an sich gerissen und den Dichtern die Führung im Kulturfortschritt entzogen. Schillers Zeit war für die Dichtung günstiger, als unsere. In jenen unfreien Tagen konnten sich die Gebildeten, darin freier, im Olymp des Denkens und Dichtens von den gleichzeitigen Bewegungen des Tages abschließen, und eine begeisterte Apostelschar trug den Ruf des Meisters in die Lande, der mit seiner Kunst für das ferne Ideal der Freiheit kämpfte, der Freiheit von den Fesseln einer allen offenkundigen elenden Gegenwart; die Dichtung jener Zeit war zuversichtlich vorwärtstrebender Zukunftssang. — Unsere Zeit mit ihren Riesenerfolgen in der praktischen Anwendung des wissenschaftlich Erforschten zwingt den Blick auch der Gebildeten auf die Außenwelt, auf die in anderen Kulturäußerungen, als der Dichtung, so herrliche Gegenwart. Für die Dichtung, für ein Sichversenken in die Innenwelt bleibt nicht gar viel Interesse übrig. Der Dichter aber muß sein begeistertes Publikum haben, wenn er große, allgemein bewunderte Werke schaffen soll; und die Begeisterung fehlt. Wenn bei der Erstaufführung von Schillers „Räubern“ die Hörschaft sich wie rasend gebärdete, so würde man bei ähnlichem Anlaß jetzt wohl hier und da vernehmen: es war sehr interessant. Die rasende Gebärde der Begeisterung gehört zur Zeit den Luftschiffern und Nordpolforschern.

Trog des Fortschritts oder vielleicht infolge des Fortschritts der Kultur bedeutet die neuere Dichtung im allgemeinen keinen Fortschritt, sondern einen Niedergang vom Gipfel der klassischen Dichtung. Wir tasten und suchen; wir machen manches im Einzelnen vortrefflich; wir nutzen die von den klassischen Stürmern

und Drängern erkämpfte Freiheit und erlauben uns Freiheiten, die früher unerhört gewesen wären. Aber was wird von all dem Bestand haben? was wird als dauernder Nationalbesitz festgehalten werden? Man hat den Eindruck, als wenn, je weiter wir uns von Schiller entfernen und unsern Tagen nähern, die Dichtung immer weniger zum Volke spricht und immer mehr nur Einzelne, die Kenner, zu interessiren imstande ist. — Freilich war es auch bei Schiller ein langer Weg bis zu der allgemeinen Anerkennung, die der große Dramatiker genießt, bis zu der Volkstümlichkeit, die jetzt dauernd gesichert ist. — Aber werden die Bühnen Kleist, Grillparzer Hebbel, Ludwig so durchsetzen, daß diese im dramatischen Repertoire der Deutschen mit Schiller in der gleichen Reihe stehen werden? Was wird Bayreuth leisten? Hören wir einen durchaus modernen Kritiker, Adolf Bartels, der selbst einen nachschillerschen Dramatiker, nämlich Hebbel, auf den Schild erhoben. Er sagt: „Das Schillersche Drama ist bis jetzt unser klassisches, wir kommen von ihm trotz Kleist und Grillparzer, Hebbel und Ludwig nicht los, nur ein neuer Shakespeare könnte es wirklich überwinden. Lessings Stücke sind große Anfänge, die Goethes vollendete Dichtungen, Schillers Werke zuerst alles in allem mächtige Dramen, die kraft der Herrschernatur ihres Verfassers bezwingend über die Bühne schreiten und einen Eindruck der Größe erwecken, den auch die schärfste Kritik nicht wegschafft. Ja, gewiß, wir haben Dichter gehabt, deren Individualisierungskunst größer war, als die Schillers, aber in einem größeren Stil, als er, hat in Deutschland noch niemand für die Bühne geschrieben; und zuletzt haben sich auch die Kleist und Hebbel bei Schiller zu bedanken, daß sie die große dramatische Form vorfanden, mögen sie sie dann immerhin mit blutvollerem Leben ausgefüllt haben. — Die menschlich-dichterische Gesamtpersönlichkeit Schillers wird aber auch der deutsche Shakespeare nicht verdrängen, sie ist einzig und wird einzig bleiben.“ So Bartels.

Trotz der für die Dichtung offenbaren Ungunst unsrer Zeit aber wird eifrig gedichtet, und das ist gut so:

„Singe, wenn Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterswald!
Das ist Wonne, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.“

Schiller selbst wäre der letzte, der dem heißen Bemühen unsrer modernen Dichter ein Halt zurufen würde, geschweige denn auf sich als auf einen Unübertreffbaren zurückweisen. Als seinerzeit durchaus moderner Mann würde er trotz aller Kenienkritik an zeitgenössischen Leistungen jedem ehrlichen Aufwärtstreben und Andersmachen seine Billigung erteilen.

Freilich sollte nicht alles gedruckt werden, was jetzt dem kritiklos Lesenden schwarz auf weiß aufgetischt wird, denn wie in der Natur, so sind auch im Dichteralbe die Spazzen und die Krähen, die doch auch zu singen wähnen, zahlreicher, als die Lerchen und die Nachtigallen. Daher ist es durchaus nötig, daß, wie es bei uns von seiten des deutschen Vereins geschieht, immer und immer wieder von reifen Kennern der neueren deutschen Literatur Verzeichnisse guter, lesenswerter Bücher zusammengestellt und veröffentlicht werden. — Wir aber wollen in dem allseitigen Gesangesbedürfnis mit Schillers Hoffnungsfreudigkeit die Frühlings=Prophezeiung erblicken, daß einst unsre deutschen Dichter, ihre Zeit ganz verstehend und erfassend, nicht nur sie künstlerischer Darstellung zu unterziehen, sondern über sie hinaus auf weitere Ideale hinzuweisen und eine begeisterungsfähigere Hörerschaft einem unbekanntem Gipfel der Kultur zuzuführen imstande sein werden, wie es ihrerzeit Goethe und Schiller gethan. —

Was in Schillers Werken seiner engeren Zeit gehört, ist mit dieser Zeit verwestlich; was Ew'ges sich in seine Worte hüllt, wird dauern. Aber der Mensch ist von dem Dichter nicht zu trennen: ist er selbst doch sein größtes Werk. — „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!“ Das ist der stolze Leitspruch für Leben und Dichten Friedrich Schillers. Aus ihm können wir auch herleiten, was Ew'ges sich in seine Worte hüllt, was dauert und dauern wird. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!“ Diesen Satz bewährt vor allem Schillers ganzes Leben: „es war der fortwährende Kampf eines großen Geistes mit kleinen Verhältnissen, eines unbegrenzten Strebens mit beengenden Schranken, einer idealen Begeisterung mit der Misère des Erdbendaseins! Verbannung und Flucht, Not und Sorge, mühseliges Festwurzeln in bescheidener Lebensstellung, Wechsel freudiger Anerkennung und kritischer Zweifel, aufreibende Krankheit und vorzeitiger Tod — das ist die Summe dieses Dichterlebens.“ Und doch: der Geist

trieb ihn, und der Geist haute sich den Körper, und dieser Körper steht vor unserm Auge in der Verklärung, die der Himmel dem bauenden Geiste als Preis verlieh. Und aus dieser verklärten Gestalt leuchtet und erwärmt, was für uns den Wert nie verlieren darf in allem Wechsel der Zeiten, in allem hastenden Fortschritt, in aller Veränderung der Neigungen: das Ideal der Freiheit von allem Unwahren, Schlechten, Häßlichen; das Ideal der edlen Gesinnungsgröße, des sittlichen Strebensernstes, der bescheidenen Selbßzucht, der siegenden Willenskraft; das Ideal der Menschheitswürde und der Vaterlandsiebe. Es sind die Ideale des Sohnes einer zukunftsfreudigen Zeit, in denen Schiller sich eins weiß mit seinem zukunftsfreudigen Volk. — Und „durch der Jahrhunderte Strom trägt“ sie „das redende Blatt.“ Welche Sprache hat Schiller gefunden, jene Ideale dem Volk in Herz und Sinn zu zwingen! „Er münzt kein Gold nicht zu Schaumünzen aus, sondern prägt es zu kurantem Gelde, das zu Millionen in Umsatz gebracht werden soll.“ Er ist ein Meister der geflügelten Worte, die mit präziser Schärfe sich dem Gedächtnis, mit ästhetischem Wohlklang sich dem Ohre einprägen. Mit Hilfe der Ideale des Dichters Schiller, Kunstvollendung, Formharmonie, trägt die Ideale des Menschen Schiller „das redende Blatt durch der Jahrhunderte Strom.“ — Schiller ging seinem Volk nicht nach auf dessen Wegen des Alltagslebens und malte nicht gewissenhaft nach, was man in der Werkstatt dem Arbeiter ablauschen mag; er ahmte nicht die naturgeborenen Volkslieder nach; er kümmerte sich nicht um den Gegenwartsgeschmack und die Augenblicksgunst der Menge. Er rief den Dichtern zu: „der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie!“ und folgte unerschrocken seinem Genius und weckte die idealen Klänge, die in allen Herzen schlummern, und zog das Volk empor zu seiner Höhe und riß es fort hinauf auf den Gipfel seiner erhabenen Gedanken. Und das will schließlich das Volk, und dadurch ist nicht etwa der zum Volk herabsteigende Gottfried Bürger, sondern Schiller unser größter Volksdichter geworden.

Im geeinigten Deutschland haben Weltstadt wie Dörfchen sich gerüstet, ihn zu ehren; alt und jung, reich und arm, weise und ungelehrt: alles denkt seines Lieblingsdichters Friedrich Schiller. Und ihm haben es auch alle Deutschen außerhalb

Deutschlands zu danken, wenn auch sie sich eins fühlen dürfen mit dem Mutterlande, dem sie entstammen; wohin auch deutsche Unternehmungslust des Landes Söhne geführt hat — und welche Breiten wären wohl der Deutschen bar? — überall gelten heute Gedanken und Worte der Liebe und des Dankes Deutschlands Volksdichter Friedrich Schiller.

Und wir baltischen Deutschen? — Haben auch uns Schillers Ideale gegolten, und gelten sie auch uns noch jetzt, so daß wir in gleicher Begeisterung und Dankbarkeit mit unsern Volksgenossen in Deutschland Schillers Geburtstag feiern dürfen?

Was in Schillers Werken seiner engeren Zeit gehört, ist mit dieser Zeit verweslich. So ist, wie wir sehen, mancher Wunsch und mancher Ruf Schillers in Deutschland durch Erfüllung gegenstandslos geworden. Unserer Heimat aber, deren Geschichte sich von der Deutschlands vor Jahrhunderten schon getrennt und die seit 200 Jahren Rußlands Geschichte teilt, ist so mancher Wunsch Schillers noch heute nicht erfüllt und mancher Ruf Schillers noch heute nicht verhallt. Vergessen wir nicht, daß Marquis Posas Worte noch immer auf unsren stehenden Lippen beben: „Majestät, geben Sie Gedankenfreiheit!“ Des alten Attinghäusers Wort gilt auch heute noch uns baltischen Deutschen voll und ganz: „Seid einig!“ es gilt den gesellschaftlich getrennten Ständen, den politisch getrennten Volksgenossen, allen Streitenden in der Heimat, auf welchem Gebiete sie sich auch befinden: „Seid einig!“ es gilt, wie dort den drei Schweizer Landen, auch unsern drei Landen mit ihren deutschen Vereinen: „Seid einig!“ — Und wie seinem Neffen Rudenz, so ruft auch heute noch durch Schillers Mund derselbe alte Patriot uns baltischen Deutschen zu: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!“ und mahnt eindringlich und stehend alle Landsteute, die den verderblichen Gedanken hegen, der baltischen Heimat den Rücken zu kehren, ja er ruft die Geflohenen zurück ins baltische Vaterland, wo in Reih und Glied noch mancher Blag des Streiters harret. Hoffen wir, daß Schiller, wie für die Reichsdeutschen, so auch für uns baltische Deutsche ein untrüglicher Prophet gewesen ist!

Was Erw'ges sich in Schillers Worte hüllt, wird dauern. Von Zeit und Ort unabhängig, leuchten uns, wie allen Deutschen, Schillers ewige Ideale und sein Beispiel, wie er diesen Idealen

zustrebte: das Ideal der Freiheit von allem Unwahren, Schlechten, Häßlichen; das Ideal der edlen Gesinnungsgröße, des sittlichen Strebensernstes, der bescheidenen Selbstzucht, der siegenden Willenskraft; das Ideal der Menschenwürde und der Vaterlandsliebe. —

Landsleute! Ein Vierteljahrhundert schwersten Kultur Niederganges haben wir erleben müssen. Wie viele von uns haben die Hoffnung verloren und haben die Arme sinken lassen! Was sagt Schiller dazu, wenn wir in seinen Werken blättern und uns von seinem Leben und Wirken berichten lassen? Indem er aus der Tiefe zur Höhe emporstieg, lehrte er uns, da der Kulturfortschritt durch Aufstieg aus der Niederung zum Berggipfel sich vollzieht und Schiller selbst einen Gipfel deutscher Kultur bedeutet, daß wir deutschen Balten Höhenluft atmen werden, wenn wir mit Gesinnungsgröße, Strebensernst, Selbstzucht und Willenskraft unser Auge unablässig heften auf das Ideal der Freiheit von allem Unwahren, Schlechten, Häßlichen. — Und wenn wir auf dem Wege zum Ziel lau werden wollen durch elenden Zweifel, wenn wir mutlos werden wollen durch Hindernisse und Schwierigkeiten und drohende Gefahren, so ruft uns Schiller das stolze Trostes- und Ermutigungswort zu:

„Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!“

Baltische Landsleute! Wollen wir Schillers Geburtstag würdig begehen, indem wir das Gelübde ablegen, unfrem Friedrich Schiller deutsche Treue zu halten.

Und Gott segne unser Gelübde!



Die Unsterblichkeit.

Von Giovanni Pascoli (geit. 6. April 1912).

Deutsch von Venno Geiger.

I.

Quar, der Dichter, ein Gestirn, daraus
Pupillen leuchten, die beschaun und leben,
ries einst vor Kartens Mausoleum aus:

„Du sollst den Geist nicht mit dem Staub verweben!
Ein Nicht bist du, dem es gefiel, die weiße
bewehrte Göttin aus dem Sein zu heben.

Desgleichen du, der du bewegt das heiße
Metall zum Gelben fügtest auf dem Floß,
das wiehert! Wenig säumt, daß dir zerreiße
dein Werk die Zeit, die zehrend drüber floß.

II.

Nach Jahr und Tag muh deine Tat verkaufen:
dann wird der Geld im Sand der Wüste sein,
die weiße Göttin in den Feuertrauben.

Armseltiger! Doch meinem Werk allein,
darin die Worte sich im Geist verstreben,
flüht Glanz die Zeit und Kraft das Sterben ein.

Es lebt der Sonne strahlenhartes Leben.“

III.

„So stirbt es denn!“ sprach Abdul, dem die Lichter
des Himmels etwas Düsteres im Blick
verliehn: „Denn auch die Sonne stirbt, mein Dichter.

Im Takt der Herzen wechselt ihr Geschick,
mit jedem Schlag vergeht ein Heberreiches;
doch sind Aeonen und ein Augenblick,

dem, der da stirbt, zwei Worte und ein Gleiches.“

IV.

Er dies. Da ward dem Dichter schwer sein Steg.
Und er genoh des Waldes und der Flur
nunmehr allein, des Vogelgangs. Und schwieg.

Und sprach im Sterben, während im Azur
der Lerche letztes Liebeslied zerrann:

„Nur was nicht stirbt, das frommt; und solches nur
stirbt nicht für uns, das mit uns sterben kann.“*

*) Die beiden Schluszzeilen werden von Graf Keyserling in seiner „Unsterblichkeit“ zitiert.

Über den Anteil baltischer Forscher an der Fortentwicklung der Naturphilosophie.

Vortrag,

gehalten am 29. März 1912 auf der I. Versammlung balt. Naturforscher
von

Ed. v. Stackelberg.



Läßt sich überhaupt von Fortschritten der Naturphilosophie reden?

Ist nicht die Philosophie gerade von den exakten Naturwissenschaften immer mehr zurückgedrängt worden?

Hat nicht jeder Versuch, von der experimentellen Forschung zu einer Metaphysik überzugehen mit einem Mißerfolge abgeschlossen?

Ja und nein. Allerdings ist die spekulative Naturphilosophie wie ihre Vorgängerin, die Scholastik ein für alle mal diskreditiert und wir haben längst schon die Hoffnung aufgegeben, deduktiv aus irgend welchen unerschütterlichen Axiomen allgemeine Lehren über Natur und Geist ableiten zu können. An Stelle der Philosophie, die Mutter und Herrin aller Wissenschaften zu sein vorgab, ist aber inzwischen die Philosophie getreten, die Schülerin und Dienerin aller Erfahrungswissenschaften sein will, und mehr ist als das: ein unentbehrliches Faktotum im menschlichen Leben. Als Zweck und Ziel der wissenschaftlichen Forschung hat der Aufbau einer alles beherrschenden Formalwissenschaft, eines die Erfahrung vorwegnehmenden Systems der Erkenntnis nicht anerkannt werden können, wohl aber ist die Sammlung und Ordnung, Zusammenfassung und Anpassung aller realwissenschaftlichen Ergebnisse als notwendige Voraussetzung jeder Erweiterung des Erfahrungsgebiets anzusehen.

Fortentwickelt hat also sich nicht die Naturphilosophie, die Erkenntnis aus Systemen schöpft, sondern die in unserer Erkenntnis

Systematik schafft, nicht die absolute Erkenntnis als Selbstzweck, sondern die Erkenntnis, die dem einen und einzigen Zwecke dient: dem Leben. Ich schalte ein, daß dieser Ausdruck nichts anderes bezeichnen will, als die von modernen Naturforschern immer wieder betonte Aufgabe der Wissenschaft, die nicht in einer „Erklärung der Phänomene“, sondern in einer Beherrschung der Phänomene, in einer „Einschränkung der Erwartung“, in einem „Vorauswissen der Zukunft“ zu bestehen hat mit den Worten Mach's: „Jede wirkliche Erkenntnis ist ein biologisch-förderliches psychisches Erlebnis.“ Man hat die verklungene spekulative Naturphilosophie mit ihren Ansprüchen auf apodiktischen Wahrheitsgehalt, den dogmatischen Rationalismus oder Intellektualismus genannt und ihre bescheidene Erbin die pragmatische oder humanistische Richtung. Wenigstens sind in England und Amerika diese Bezeichnungen gang und gäbe geworden. Während in Deutschland und Frankreich weniger prägnant von einer relativistischen, phänomenologischen, biologisch-genetischen Richtung gesprochen wird.

Wenn es nun wahr ist, daß der Mensch ohne zu philosophieren doch nicht leben, nicht Mensch sein kann, so muß auch der radikalste Skeptiker und Agnostizist zugeben, daß die neuere Richtung weniger bedenklich ist, als die alte. Denn die dogmatischen Lehren hatten dem Denken und Forschen durch den Begriff der „absoluten Denotwendigkeiten“ und durch die Idee von der wissenschaftlich ein für allemal erwiesenen oder erweisbaren Wahrheit Fesseln auferlegt, während die pragmatische Methode nichts anderes anerkennt, als Wahrheiten „auf Kündigung“, oder auf Widerruf, dem sie unterliegen, sobald sie sich nicht bewähren — und darin liegt zum Mindesten ein Fortschritt in der Richtung eines höheren Freiheitsgrades. Ob man sich nun dieser Bewertung der modernen Richtung anschließt oder nicht, muß es doch für uns von großem Interesse sein, uns dessen zu erinnern, in welchem Maße unsere der Naturforschung lebenden Landsleute an dieser Verbesserung oder Verschlimmerung der menschlichen Begriffsbildung Verdienst oder Mitschuld haben. —

Gehe ich hierauf ein, muß ich noch mit wenigen Worten auf den Abstand zurückkommen, der das heutige naturphilosophische Denken von der alten Naturphilosophie trennt. Zur dogmatischen

Denkrichtung rechne ich nicht nur die Scholastik und die Systeme eines Cartesius, Spinoza, Hegel oder Schelling, sondern jede apodiktische Lehre, die den Anspruch erhebt, das den „Erscheinungen“ zu Grunde liegende Wesen der Dinge und somit eine ewige, übermenschliche Ontologie finden zu können.

Es gehören hierzu sowohl der reine erkenntnis-kritische oder immanente Idealismus (Berkeley — Schopenhauer), der in seiner logischen Konsequenz zum Solipsismus führt, indem er die Welt ausschließlich als Bewußtseinsinhalt ansieht, wie auch der rationalistische Positivismus, der alle physischen und psychischen Vorgänge als Bewegungen der Materie auffaßt. Jeder Dualismus also, der die Welt in Geist und Materie scheidet, und jeder Monismus, der eine einzige geistige oder eine einzige materielle Substanz als seiend anerkennt, ist dogmatische Ontologie.

An Stelle solcher rationalistischer Systeme sind in der neuen Zeit die kritische Phänomenologie Kants und die pragmatische Phänomenologie der modernen Naturforscher, unter denen ich nur Mach, Poincaré und James nenne, getreten. Zwischen der zum erkenntnis-kritischen Idealismus hinneigenden Richtung der Nachfolger Kants und der zum älteren Positivismus in Beziehung stehenden pragmatischen Richtung besteht freilich immer noch eine bedeutende Divergenz.

Beiden gemeinsam ist aber die Ablehnung einer spekulativen Metaphysik im Allgemeinen und die Bekämpfung des mechanistisch-materialistischen Rationalismus im Besonderen.

Obwohl mir, wie wohl jedem Naturwissenschaftler die Gedankenwelt eines Mach vertrauter ist, als diejenige Kants, so will ich nicht verhehlen, daß ich denen zustimmen zu müssen glaube, die hervorheben, wie sehr die pragmatisch-humanistische Philosophie der Ernst Mach nahestehenden Naturforscher auf den Schultern der Kantischen Kritik steht, in der Hoffnung, daß auch die Neukantianer dereinst zugeben werden, daß ihre Auffassung aus der Lehre ihres Meisters gerade dasjenige hervorhebt, was sie der heutigen naturwissenschaftlichen Denkrichtung näher bringt: die Beseitigung des Ding-an-sich-Begriffes und die Umdeutung des „a priori“ aus einer Erkenntnisquelle in eine fundamentale Form der menschlichen Apperzeption. Die über das Empirische hinausgehenden „synthetischen Urteile a priori“ verlieren hierdurch ihren

Charakter als Axiome und unterscheiden sich immer weniger von den „Postulaten“, die in der Darstellung der Pragmatisten und Humanisten das metaphysische Element vertreten.

Suchen wir das Gemeinsame der modernen Kulturphilosophen, der Suchen, Chamberlain, Boutroux und der modernen Naturforscher, wie Bergson, James, Schiller festzuhalten, so finden wir über allen Divergenzen einen Gedanken, den wir uns nicht scheuen wollen, mit dem verfehmten Worte „Vitalismus“ anzudeuten: den Gedanken vom Leben, von der Sonderstellung der biologischen Phänomene, von der Unterstellung aller Zwecke und Werte unter die biologische Anpassung des Menschen an seine Umwelt. Freilich der alte Vitalismus als Versuch einer Erklärung des Lebens aus dem Vorhandensein einer „Lebenskraft“ war ein ebenso rationalistisch-dogmatischer Bluff, wie die „Erklärung“ der Lichterscheinungen aus den Bewegungen des Äthers. Beides ist keine Erklärung, sondern der Versuch einer bildlichen Beschreibung, die leicht zu einer Wort- und Mythenbildung führt. Vitalismus und Mechanismus in ihrer neuen Gestalt stellen die Kontroverse dar, die sich um das Kausalitätsgesetz dreht. Die Mechanisten behaupten entweder, daß das Kausalitätsgesetz eine „a priori“ gegebene Denknotwendigkeit sei, oder daß der Kausalnegus durch empirische Induktion erwiesen sei, und daß folglich alles Geschehen von Anfang an wie durch eine mathematische Weltformel so eindeutig bestimmt sei, daß für eine Sonderstellung nicht kausal, sondern final orientierter Lebenserscheinungen kein Raum da sei.

Der Neo-Vitalismus erkennt diese Lehre von der mechanischen Kausalität für die anorganische Welt als ein durch die empirischen Tatsachen vorzüglich fundiertes Postulat, als eine glückliche Formulierung des Tatbestandes durchaus an.

Er bestreitet aber, daß sich die Erscheinungen der lebenden Natur und die Erfahrungen auf dem Gebiete der Psychologie auch nur annäherungsweise mit dem rein kausalen Schema — ohne Beziehung also auf Zwecke und Zielstrebigkeit — übersichtlich darstellen lassen.

Er bestreitet, daß die Kausalität eine Denknotwendigkeit oder eine allgemein nachweisbare empirische Tatsache sei. Sie ist ein Hilfsmittel in der Darstellung des Geschehens, wie das Trägheits-

gesetz und wie alle Naturgesetze, die nicht empirisch gefunden sind und nicht experimental nachprüfbar sind.

Die Erfahrung lehrt uns nur, daß etwas geschieht und zu geschehen pflegt und wie es geschieht, niemals, daß es so geschehen muß.

Das Müffen und das Wollen sind uralte innere Erfahrungen des Menschen, die er auf die äußere Natur überträgt. Er denkt ebenso naiv, wenn er dem fallenden Stein ein Fallenwollen imputiert (Animismus), wie wenn er seinen Mitmenschen und jedem Lebewesen ein absolutes Muß aufoktroziert (Mechanismus).

Nach ist uns nicht a priori der Begriff der Notwendigkeit im äußeren Geschehen mit auf den Lebensweg gegeben. Wohl aber sind wir als Lebewesen a priori mit der Fähigkeit ausgestattet Eindrücke der Außenwelt in bestimmter Art aufzunehmen, sie auf uns zu beziehen, sie wiederzuerkennen, sie zu bewerten, zu fürchten und zu hoffen.

Die kritische Erforschung der Natur präzisiert diese fundamentale Erwartung. Sie gibt uns das Bild einer relativ hohen Gleichförmigkeit des Geschehens, ja einer wunderbaren quantitativen Konstanz vieler funktioneller Beziehungen, vornehmlich in der anorganischen Natur. Sie gibt uns aber ebenso ein Bild einer wunderbaren Zweckmäßigkeit, eines Anpassungsvermögens, eines auf Selbsterhaltung gerichteten Strebens in der organischen Welt.

Ein aufrichtiger Empirismus kann es nicht leugnen, daß er bei innerer intimerer Kenntnis der Lebensvorgänge sich nicht dem Ideal einer alles im voraus festlegenden Weltformel nähert, sondern daß er sich mehr und mehr davon entfernt.

Mehr noch. Wir können angeben, daß die beiden großen Erhaltungsgesetze, Konstanz der Energiemengen und Konstanz der Massen (in geschlossenen Systemen) sich über die ganze Natur — belebt und unbelebt — immer präziser und genauer zum Ausdruck bringen lassen je mehr unsere Kenntnisse sich erweitern. Das dritte große Gesetz vom Ablauf der Erscheinung bringt uns aber immer mehr Rätsel in der belebten Welt, je allgemeiner und präziser wir es fassen.

Das Gesetz vom Ablauf sagt nicht nur: Die Entropie nimmt mit der Zeit zu, — die freie umwandelbare Energie nimmt ab, oder die Gesamtenergie wird zum niedrigsten Potential ent-

wertet, es sagt auch: die Stoffe mischen sich, alle Unterschiede gleichen sich aus. Es sagt in seiner allgemeinsten Form: „alle Zustände in der Welt gehen von unwahrscheinlichen Gebilden zu wahrscheinlicheren über,“ also von irgendwie differenzierten zu ausgeglicheneren, von konzentrierten zu diffusen, von labilen zu stabilen, von geordneten zu ungeordneten.

Gestoßene Billardkugeln ordnen sich nicht von selbst zu Pyramiden, sondern laufen auseinander zu unregelmäßigen Bildungen. Energiemengen ordnen sich nicht zu harmonischen Akkorden. Harmonieen verwirren sich. Alles ver klingt, ver löst, verliert sich im Weltenraum zu einer chaotischen Auflösung.

Ist dieses Gesetz des natürlichen Ablaufs auch vom Leben?

Ist nicht Leben durchaus das Gegenteil von Zerstreuung, Ausgleich, Verwirrung, Entwertung?

Ist es nicht gerade charakterisiert durch Sammlung, Differenzierung, Auswahl, Wertsteigerung? durch das Entstehen höchst labiler Bildungen?

Wir müssen eingestehen, daß wir den Energieumsatz im Lebewesen nicht genug kennen, um darüber etwas Begründetes sagen zu können.

Wir wissen nur, daß die kinetische Gastheorie, die ein Musterbeispiel für die Anwendung mathematischer Logik, eine Glanzleistung der mechanistisch-materialistischen Naturlehre ist, in bester Übereinstimmung mit dem Gesetz von der Zerstreuung der Energie und mit der Diffusion der Stoffe sich befindet, so lange nicht ein denkender, Zwecke verfolgender Geist in das Gewirr der Atome eingreifen kann. Sobald ein „Maxwellscher Dämon“ an der Zwischenwand zweier Gase seinen Spuk treibt, werden sich die Energien und Stoffe nicht ausgleichen und vermischen, sondern entmischen und in heiß und kalt oder in Sauerstoff und Stickstoff sich teilen und das Gesetz vom Ablauf außer Kraft setzen.

Solche Dämonen scheinen an jeder Protoplasmahaut, an unsrer Darmwand ihren Sitz zu haben und ihr den Energieablauf, die Energieentwertung aufhaltendes Wesen zu treiben.

Wo Wollen und Denken oder auch nur vegetatives Leben auftritt, da sehen wir die Eindeutigkeit der Weltformel zu einer Phrase herabsinken. Die Zustände des lebenden Protoplasma und aller Organismen verlaufen nicht von einem gegebenen Anfangs-

zustand zu wahrscheinlicheren (ungeordneteren) Zuständen, sondern im Gegenteil von einem wenig geordneten zu einem noch unwahrscheinlicheren, überraschenden Ordnungszustand. Der Stillstand dieses Prozesses heißt Tod. Und das Eigentümlichste, von keinem Materialismus und Mechanismus Erklärte ist, daß diese Lebensprozesse immer nur aus anderen Lebensprozessen ihren Ausgang nehmen. Das Problem der Urzeugung wird immer problematischer. Nennen wir also die pragmatische Naturauffassung, die alle Zurückführung der Erscheinungen auf primäre Eigenschaften der Substanz, also auf vorgeschriebene metaphysische Grundlagen, ablehnt, die alle „Erklärungen“ durch Kräfte und Substanzen, durch Kausalität und Finalität nicht als Zweck, sondern als allenfalls zulässige antropomorphe Hilfsmittel, als Gleichnisse und Fiktionen ansieht, die nicht „reine Erkenntnis“, sondern Mittel zur Erweiterung der Lebensmöglichkeiten sucht, — nennen wir diese unter sich im Zusammenhang stehenden Denkrichtungen „Vitalismus“, so können wir sagen, daß auffallenderweise unsere Landsleute, fast ausnahmslos, soweit sie Naturphilosophen und Naturforscher waren, zu einem solchen Vitalismus hinneigten.

Ich kann ihnen diese Behauptung nicht durch eine Auslese von Zitaten belegen, die — aus dem Zusammenhang gerissen — wertlos wären. Ich kann auch nicht die Auffassungen unserer Forscher im Einzelnen darzulegen unternehmen. Ich muß mich darauf beschränken, Namen zu nennen, die Ihnen bekannt sind, und an diejenigen Gebiete zu erinnern, auf denen diese Namen eine gewisse Wirkung ausgeübt haben oder ausüben.

Ich muß mit dem Größten beginnen, mit dem einzigen Großen, den wir zu den unsrigen zählen dürfen, mit R. C. von Baer, der seiner Zeit weit voraus war. Das zeigt der Spott, den er bei Lebzeiten reichlich geerntet und die Wertschätzung, die ihm in den letzten beiden Jahrzehnten herangereift ist. (Stöckle, Reinke, Bernheim, L. Stein). Er hat allerdings zu den erkenntnistheoretischen Problemen m. W. nicht Stellung genommen und mag von der dogmatisch-idealistischen Richtung Schellings nicht unbeeinflusst gewesen sein. Doch ist er auf seinen eignen Wegen durchaus pragmatisch vorgegangen. Als Biolog hat er, wie heute Bergson, Reinke, Driesch die mechanische Kausalität als Hemmschuh für die richtige Erfassung der Lebensvorgänge erkannt und den

Begriff der Zielstrebigkeit nicht als Dogma, sondern als Darstellungsmittel für die Welt der Organismen eingeführt. Als Moral-, Geschichts- und Religionsphilosoph hat er, wie heutzutage Cuxen, Boutroux, James sich auf die Seite der Indeterministen gestellt, da der Determinismus für diese Gebiete praktisch wertlos ist. Er hat durch seine Leistungen den Beweis geliefert, daß eine teleologische Naturauffassung nicht zu wissenschaftlicher Unfruchtbarkeit verdammt zu sein braucht, denn sie hat ihn weder gehindert Vorläufer der Deszendenztheoretiker und Begründer der vergleichenden Embryologie zu werden, noch auch die jetzt zur Geltung kommende Kritik der darüber hinausgehenden Evolutions- und Selektionstheorien Darwins und Häckels vorweg zu nehmen. Dabei ist Baers Transmutationsgedanke und seine Fassung der Parallelität von Ontogenese und Phylogenese nicht dogmatisch-apodiktisch, wie bei den Darwinisten, sondern ebenso pragmatisch-bedingt, wie seine Finalitäts- und Freiheitsauffassung und gerade darum erleben Baers Ideen zu unseren Tagen eine Auferstehung. Es ist mehr noch seine Methode, als seine Lehre, die sich behauptet hat.

Dasselbe will ich von Wilhelm Ostwald sagen, der sich selbst nicht den Vitalisten, sondern den „Monisten“ zugezählt hat. Ostwalds großes Verdienst ist die unerbittliche und um so fruchtbarere Kritik des materialistischen Substanzbegriffes, der mechanistischen Auffassung der nicht mechanischen Energieformen und überhaupt der eingeschmuggelten (uneingestandenen) metaphysischen Hypothesen. Er selbst hat von einer „Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus“ gesprochen und ist seiner Methode nach pragmatischer Physiker, wie Mach, Kirchhof, Herz und seiner Energie-Lehre nach eher Pluralist als dogmatischer Monist. Das, was Ostwald als „Monismus“ bezeichnet, ist keineswegs die ganze Erbschaft Häckels, Büchners, Karl Vogts und Moleichotts. Es ist ein Monismus erkenntnistheoretischer Methode und nicht ein ontologischer Monismus, oder mit anderen Worten ein Monismus als Endziel der wissenschaftlichen Naturforschung und nicht als Ausgangspunkt der Naturdeutung. In diesem Sinne sind alle an den älteren Positivismus sich anlehnenen Pragmatiker, (Mach, Avenarius, Bepold) Monisten, insofern sie den dogmatischen Dualismus ebenso entschieden ablehnen, wie die Lehre von der einen absoluten psychischen oder materiellen Substanz.

Ostwalds unvergleichlichem Talente als Ordner und Darsteller ist es vergönnt gewesen, eine ungeheure Wirkung auszuüben und dem naturwissenschaftlichen Denken unserer Zeitgenossen aus dem engen Rahmen der mechanischen Kraft und Stoß, Atom und Äthervorstellung hinauszuführen in die durchaus andersartige Vorstellungswelt eines Julius Robert Mayer und Willard Gibbs.

Ich verfare nicht chronologisch und nicht nach einer Rangordnung, wenn ich nach Ostwald Arthur von Dettingen nenne. Ich habe nur die beiden Landsleute, die die größte Wirkung ausgeübt haben, vorangestellt und nenne nun Dettingen im Zusammenhang mit Ostwald wegen seines ebenso unvergleichlichen Talentes auf dem Gebiete der Darstellung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse.

Ostwalds Schriften und Dettingens Vortrag dürfen zu gleicher Zeit genannt werden.

Wer Dettingen gehört hat, der wird für sein Leben eine Richtung erhalten haben, der wird zum mindesten verstehen, daß Wissenschaft und Kunst in gewissem Sinne das Gleiche bedeuten: das Meistern der Wirklichkeit, das Umformen von etwas Unfaßbarem zu etwas Faßbarem. Und wenn ich Dettingen in die Reihe derer stelle, die adogmatisch, oder wie ich mich auszudrücken mir erlaube, pragmatisch-vitalistisch die Natur aufzufassen lehrten, so kann ich mich auf seine Darstellung des physikalischen Weltbildes als einer Abbildung des Geschehens durch funktionelle Abhängigkeiten berufen, und auf seine rein energetische Fassung des Kausalitätsgesetzes: „causa aequat effectum“ (entstehende Energie = schwindende Energie). In dieser Fassung steckt nichts Methaphysisches. Über das Ablaufgesetz ist nichts ausgesagt. Diese Auffassung der Kausalität entfernt sich weit von der allumfassenden Weltformel und Dettingen selbst stellt das Atom oder materielle Kraftzentrum mit seiner „Unzerstörbarkeit“, mit der „Allgegenwart“ und „Unfehlbarkeit“ seiner Wirksamkeit in dualen Gegensatz zur zeitlichen und räumlichen Endlichkeit und zur Irrtumsfähigkeit des lebenden Individuums.

Ähnlich, wie Ostwald in einer Zeit des Triumphes der Atomtheorie, der kinetischen Gastheorie und der mechanischen Wärmetheorie eine ganz kegerische Energielehre aufstellte und das Gebäude des damals vorherrschenden Dogma erschütterte, stellte

weitab vom Getriebe der Universitäten und ihrer Fachliteratur ein einsamer Denker im Lande R. G. von Baers eine schismatische Lehre auf, die, wenn sie zur Wirkung gekommen wäre, auch das ihre dazu beigetragen hätte, den Boden für eine rein pragmatische Auffassung der Wissenschaft vorzubereiten. Es war Nikolai von Dellingshausen, der, unabhängig von Sir William Thomson (Lord Kelvin), den Beweis führte, daß man ohne das Weltbild vom im Äther sich bewegenden Atom (also ohne das Diskontinuitätsprinzip) zu einer Darstellung der Gravitation, der Trägheit, der mechanischen Energien, der Wärmeleitung und der chemischen Grundgesetze gelangen könne.

Dieser Versuch ist lehrreich für die allmähliche Emanzipation der Physiker von der mechanistisch-materialistischen Tretmühle. Ähnlich waren Maxwell und andere englische Physiker verfahren, die dann der englischen Naturphilosophie der Pragmatisten, Pluralisten und Humanisten den Weg ebneten.

Dellingshausen war, wie Ostwald und Dettingen, Repräsentant der quantitativen naturwissenschaftlichen Disziplinen, Physiko-Mathematiker also und nicht Erforscher der Psychologie und Biologie.

Auf diesem eigentlichen Gebiete des Neo-Vitalismus müßte ich eine längere Reihe von Namen anführen, beginnend mit dem Professor der physiologischen Chemie G. Bunge, der es wagte, Vitalist zu sein zu einer Zeit, wo man es kaum wagen durfte, — und abschließend mit Jakob von Uexküll, der einen ehrenvollen Platz auf dem Gebiet der experimentellen und theoretischen Biologie eingenommen hat. Raum hat ein anderer Schriftsteller die Inkommensurabilität der spezifischen Lebensvorgänge mit den Erscheinungen des physiko-chemischen Ablaufs, die übermaschinellen Eigenschaften des strukturlosen Protoplasma, die Zusammenhänge im Bauplan der Lebewesen mit ihrer Umwelt so deutlich an einem reichen Anschauungsmaterial hervortreten lassen, wie er.

Uexkülls „Umwelt und Innenwelt der Tiere“ lehrt am besten den Abstand kennen, der zwischen der rein pragmatischen Biologie unsrer Zeit und dem dogmatischen älteren Vitalismus liegt, und der ebenso groß ist, wie der Abstand der neuen Biologie zum dogmatischen Materialismus. Der wesentliche Unterschied ist die Unbefangenheit der Forschung und ihre völlige Losagung von irgend-

welchen unantastbaren Prinzipien oder Grundeigenschaften, auf die vorchriftsmäßig alle Phänomene dieser Welt zurückgeführt werden müssen. Das Wesentliche ist die Bescheidenheit, die Beschränkung auf wirklich zugängliche Wege u. Aufgaben, auf menschliche Lebensfragen. Darum und nicht aus Voreingenommenheit habe ich mir erlaubt, die Forscher, die statt absoluter Erkenntnis menschliche Erkenntnis suchen, mit dem willkürlich gewählten Namen „Vitalisten“ zusammenzufassen. Ich hätte ebensogut oder besser vielleicht die Bezeichnung „Humanisten“ dafür wählen können, die Schiller in Oxford dafür (wenigstens in England und Amerika) in Gebrauch gebracht hat.

Keiner von den Forschern aus unsrer Mitte, die ich bisher genannt habe, — und es fehlen gewiß noch viele von ihnen, die ihren Beitrag zum unübersehbaren Gedankenwerk unsrer Zeit beigetragen haben, — war eingeständenermaßen Philosoph.

Wohl aber muß ich meine Reminiszenz mit einem Namen schließen, der der Philosophie als solcher angehört — mit Graf Hermann Keyserling.

Indem ich von einer Reminiszenz rede, beschränke ich mich aber schon auf vollendete Lebenswege. Und doch verdient Keyserling unter den fertigen Geistern genannt zu werden, wenn auch sein Wert noch im Werden ist.

Von Keyserling, der bodenständiger Balte ist, auch nur das Geringste wissen, heißt ihn zu den Vitalisten zählen, — so schwer er auch im Übrigen zu rubrizieren sein mag.

Als Verkünder kantischer Universalität und kantischer Kritik und Phänomenologie ist Keyserling zugleich Natur- und Kulturphilosoph, zugleich Logiker von mathematischer Schulung und kritischer Empirist, wie Kant es wäre, wenn er die Ergebnisse der neueren Geometrie, Mechanik, Physik und Biologie voraussehen vermocht hätte.

Wie Bergsons „elan vital“, durée réelle“ und „Evolution créatrice“ uns den Abstand des Lebendigen, Unbestimmten vom Leblosen, Vorherbestimmten ermessen ließen, so hat uns Keyserlings „Metaphysische Wirklichkeit“ die Kluft übersehen lassen, die zwischen dem Erfahrbaren und Erlebbareren befestigt ist.

Gewiß können auch diese Lehren leicht dem Prozeß der Entartung unterliegen und zu einem dogmatischen Dualismus

zurückführen, und die Furcht vor der „doppelten Wahrheit“ kann manchen zurück ins Feldlager der Mechanisten scheuchen. Darum ist es eben noch Aufgabe der Naturforscher und Philosophen, vielleicht Aufgabe Kennerlings, die Methoden kritischer Erkenntniswertung fortzubilden, die vom biologisch-humanistischen definierten Wahrheitsbegriff ausgehen, so wie Mach und seine Schule, wie Duhem und James ihn zu fassen gesucht haben. Noch sind wir weit von einer Synthese aus den Gedankenwelten eines Kant und Mach entfernt. Oft scheint die Antithese Monismus — Dualismus eine näher liegende unvermeidliche Entwicklungsrichtung, und vielleicht ist dieses Schwanken in der Natur des menschlichen Denkvermögens begründet.

Wenn es aber einen Fortschritt gibt, so kann er nicht in einer Suprematie der engeren Wissenschaften (vom Anorganischen) gesucht werden, sondern nur in einer Autonomie des psycho-biologischen Gebietes. Im Vitalismus also und nicht im Mechanismus.

Gestatten Sie mir zum Schluß mit aller Vorsicht und allem Vorbehalt eine Hypothese aufzustellen. Sofern es nicht Zufall ist, der es gestattet, die Namen, die ich genannt habe, und manche andre noch unter ein Losungswort zu vereinigen — als Anti-Mechanisten und Nicht-Materialisten, als Anti-Dogmatiker oder, wie wir es vorschlugen, als „pragmatische Vitalisten“ — sofern dieses keine willkürliche Auslese ist, mag eine solche Erscheinung ihren Zusammenhang haben mit den eigenartigen Verhältnissen unseres Landes.

Diese Verhältnisse sind der wissenschaftlichen Spezialforschung nicht besonders günstig. In allen Berufen und Lebensstellungen sind wir durch unsre koloniale Isolation und durch den bisherigen Mangel an Konkurrenz zur Vielseitigkeit gedrängt.

Ein Theologe muß zugleich etwas Arzt, Landwirt und Rechtsbeistand sein. Jeder ist nicht nur Verweser seines Amtes, sondern Organisator und Kulturträger auf irgend einem Gebiete.

Darum ist uns ein Nachteil und ein Vorzug eigen: Der Mangel an Gründlichkeit, der Hang zum Dilettantischen, zum Sich-Verzetteln und der Ruhm der Vielseitigkeit, des weiten Blicks und des Talents zum Organisieren und Anleiten haften uns an. Darum glaube ich, — und möchte diese Annahme durch einen Hinweis auf die uns allen unvergeßliche Gestalt des „alten

Keyserling“, des Kurators von Dorpat anschaulich machen, — daß ein echter Sohn unsrer Heimat in der Wissenschaft nicht einseitiger Theoretiker, nicht Dogmatiker sein kann. Jede Theorie, jedes Dogma ist um so bestechender, je enger das Spezialgebiet abgegrenzt wird, für welches es angepaßt ist.

Wer nicht nur Physiker, Chemiker, Astronom oder Geolog ist, sondern zugleich Kommunalbeamter, Organisator, der kann nicht Determinist und Atomtheoretiker sein. Er wird mit einer Weltanschauung sich nicht zufrieden geben, die ihn zum Fatalisten und Quietisten macht. Er muß auf seine Mitmenschen einwirken und von ihnen und von sich Pflichterfüllung verlangen können.

Wer dem Gebiet des Wollens ebenso nahe steht, wie dem Gebiete des Erkennens, der Ethik, ebenso nah, wie der Logik, der kann weder an der Realität der Außenwelt, noch an der Realität der innern Erfahrung zweifeln, der kann nicht strenger ontologischer Monist sein, sondern nur pragmatischer Pluralist und Vitalist.

Vielleicht ist eine hohe spezialwissenschaftliche Leistung unter solchen Umständen nur eine seltene Ausnahme und ein gewisser Eklektizismus die Regel. Vielleicht sind wir aber doch berechtigt auf unsere Ausnahmen unseren Stolz zu setzen und uns der besten unter uns mit Dankbarkeit und Pietät zu erinnern.



Die Schlacht bei Stuhm und die Familie Scott = Bistohlfors.

Von S—rn.

Am 17. Juni 1629 während des polnischen Krieges geriet König Gustaf Adolf, auf dem Rückmarsche von Marienwerder nach Marienburg begriffen, bei Stuhm in arge Lebensgefahr.

Nachdem Koniecpolski sich am 15. Juni mit Arnheim vereinigt hatte, wollte Gustaf Adolf sich auf das wohlbefestigte Marienburg zurückziehen, um dort Verstärkungen aus Schweden abzuwarten. Während er selbst längs dem Flusse Pische auf Honigsfeldt marschierte, wurde die Nachhut unter dem Rheingrafen (Otto Ludwig) vom Feinde überfallen. Hans Wrangel und Baudiffins Regiment eilten zu Hülfe herbei; der König selbst geriet ins dichteste Gedränge der kroatischen Reiter und nur dank der persönlichen Tapferkeit seiner Umgebung gelang es dem Könige sich aus dieser Gefahr zu befreien.

Über dieses Treffen bei Stuhm sind vielfache sich widersprechende Aufzeichnungen erhalten, bei denen aber fast übereinstimmend Erich Soop als Lebensretter des Königs genannt wird. Der geschichtlichen Überlieferung ist auch die Historienmalerei gefolgt und so finden wir in mehreren Darstellungen dieses denkwürdigen Momentes der Lebensrettung des Königs, einen schwedischen Obersten in den Vordergrund der Handlung gerückt.

Im Jahre 1910 ist ein schönes Gemälde, welches diese Szene behandelt, nach Livland gekommen. Gemalt im Auftrage der Familie Bistohlfors vom Maler Engholm in Göteborg, auf Grundlage des Wahlbomschen Bildes, hat es in Ruttigfer, dem alten Bistohlforschen Familiengute, Aufstellung gefunden.

Die Entstehungsgeschichte dieses Gemäldes, die im Nachfolgenden beleuchtet werden soll, beansprucht allgemeineres Interesse,

liefert sie doch einen Beweis dafür, daß die so oft belächelten Familien-„Traditionen“ unter Umständen durch ihre Fähigkeit berufen sind historische „Tatsachen“ zu revidieren.

Die Familie Pistolefors, in Livland und Estland von Pistohlfors genannt, stammt aus Schottland und führt ihren Stammbaum auf Patrik Scott (1480—1545) zurück, den Stammvater der im J. 1650 „mit Beibehaltung von bisherigem Namen und Wappen“ (sub N^o 499) in Schweden introduzierten Branche Scott. —

Jöran Oloffson Scott wurde im Jahre 1645 „zur Unterscheidung anderer Familien mit neuem Namen und Wappen“ als Pistolefors in Schweden naturalisiert. Sein Sohn Oberst Erich von Pistohlfors (1628—1700) siegelt mehrfach noch mit dem Scottischen Wappen¹ und die Identität der Familien ist auch durch andere Beweise festgestellt. Durch den Umstand, daß Jöran Scott einen neuen schwedischen Namen und ein schwedisches Wappen erhielt, ist es zu erklären, daß seine Naturalisierung 1645 in Schweden als Nobilitierung bezeichnet worden ist, während sein Vetter Jakob Scott 5 Jahre später als „urgammal“ naturalisiert wird. —

Jakob Scott hinterließ keine männlichen Nachkommen und mit ihm starb schon 1669 die Branche Scott of Craighall aus, während Jöran der Stammvater aller heute florierenden Branchen Pistohlfors wurde.

Von diesem ihrem Stammvater in Schweden hat sich bis auf den heutigen Tag in der Familie die Nachricht erhalten, daß er dem Könige Gustaf Adolf das Leben gerettet und dafür zu Lebzeiten des Königs mehrere Güter und nach dem Tode des Königs den schwedischen Ritterschlag und das Wappen mit gekreuzten Pistolen erhalten habe.

Die Familientradition berichtete auch, daß er, Jöran Oloffson Scott, mit gekreuzten Pistolen geschossen habe, wofür der Name und das Wappen sprächen.

Genauere Nachweise oder beglaubigte Dokumente lagen nicht vor und irgend welche Untersuchungen sind wegen der später auf-

¹) Ein solcher Brief befindet sich z. B. noch heute im Reichsarchiv zu Stockholm, ein anderer wurde 1886 in der Brieflade zu Nuttgifer gefunden.

gehobenen Beziehungen der Familie zu Schweden auch nicht an- gestellt worden.

Erst neuere Forschungen erbrachten mehrfache Belege für die Annahme, daß diese Lebensrettung in der Schlacht bei Stuhm am 17. Juni 1629 vor sich gegangen sein muß und daß diese Schlacht also gewissermaßen der Geburtstag des Familiennamens Wistolefors ist.

Nach Zusammenhaltung einiger Beweisgründe werden wir sehen, wie berechtigt diese Annahme ist.

Auf den ersten Blick muß es befremdend wirken, daß eine so wichtige Tatsache, wie die Lebensrettung des großen Königs bisher nicht zweifellos und einwandfrei in ihren näheren Umständen festgestellt worden ist, aber man wird nicht irre gehen mit der Annahme, daß von dieser für die schwedischen Waffen unglücklichen Begebenheit, welche die Polen als Sieg feiern, kein großes Gerede gemacht werden sollte. Deutlich genug gibt der König selbst in seinem Bericht über die Schlacht¹ diese Direktive. Er verschweigt vollkommen die Gefahr, in der er geschwebt und sagt, daß er den Tatbestand berichte, „auf daß es denen den Mund stopfe, die etwas Ärgeres austreuen.“

Die Quellen, welche über die gen. Schlacht reden und sich meist auf Axel Oxenstierna stützen, berichten einstimmig über eine Lebensrettung des Königs aus größter Gefahr, erwähnen zwar den Anteil eines unbenannten Reiters bei der Rettung, bezeichnen aber fast alle als eigentlichen Lebensretter des Königs den Obersten Erich Soop mit seinen Westgöta-Reitern. Auch Hans Wrangel und ein Oberst Callenbach wurden von Zeitgenossen² als Lebensretter bezeichnet, seitdem aber der Geschichtsprofessor Laccenius in Upsala (*Historia Suecana*) 1664 Erich Soop als solchen glaubte feststellen zu können, hat er bisher unbestritten dafür gegolten.

Erst in aller jüngster Zeit ist der überraschende aber unzweifelhafte Beweis erbracht worden, daß weder Westgöta-Reiter noch Erich Soop am Treffen bei Stuhm teilnahmen.³

¹) Brief des Königs an den Rat und ein anderer Brief an den Pfalzgrafen Johann Casimir v. 22. Juni: Adlersparres *Historiska Samlingar* III, 105.

²) Joh. Hoppe, Burggraf in Elbing, nennt den Obersten Callenbach, Lars Grubbe, der Sekretär Oxenstiernas, bezeichnet Hans Wrangel als Retter des Königs.

³) *Underdanigt Betänkande af Komiterade för Granskning af inskriptionerna a armens fanor och standar.* Stockholm 1893.

Das Gutachten der Kommission zur Überprüfung der Inschriften auf den Fahnen und Standarten vom 2. April 1892 hat für die Klarstellung der Verhältnisse bei Stuhm ein sehr interessantes Material zusammengebracht. Das Resultat der Kommissionsarbeiten ist der Antrag, „daß der Name Stuhm 1629 mit darüber stehender königlicher Krone von Fahnen des Westgöta-Regimentes weggenommen werden möge,“ da weder das Regiment noch ihr Oberst Erich Soop am Treffen teilgenommen haben können.

Derselbe Bericht erwähnt eines Tagebuches,¹ einer jedenfalls unbeeinflussten Quelle, dessen Inhalt die Familientradition derer von Bistohlfors ebenfalls stützt. „Charles d'Ogier, Sekretär bei dem französischen Gesandten in Schweden d'Avaux, schildert in seinen „Ephemerides“ (gedruckt in Paris 1656) eine Reise in Schweden 1634 und erwähnt dabei, daß er gehört habe, daß ein Reiter derjenige gewesen sei, welcher des Königs Leben bei Stuhm gerettet habe.

Halten wir nun zusammen:

1) daß der König über das Gefecht nichts genaueres an die Öffentlichkeit zu bringen wünschte, daß er

2) gleich nach seiner Rückkehr nach Schweden am 32. März 1630 dem Reiter Jöran Olofson Scott mehrere Güter in Livland schenkte,² eine Belohnung, wie sie für gewöhnliche Tapferkeit einem aus Schottland eingewanderten Reiter kaum zuteil geworden wäre.

3) Daß die Königin Christina gleich nach ihrer Mündigkeitserklärung diesen Reiter mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überhäufte.

4) Daß die schwedische Geschichtsauffassung sich auf Axel Ogenstiernas Bericht stützte und daß Erich Soop ein Verwandter und Protegé dieses allgewaltigen Machthabers war.

5) Daß sich fast drei Jahrhunderte eine notorisch falsche Person als Lebensretter in der offiziellen geschichtlichen Auffassung erhalten konnte, während eine nach Livland verschlagene Familie ebensolange eine bisher unbewiesene Tradition treu bewahrte, — so muß man wohl der Pietät dieser Familie die Genugtuung gönnen, daß es ihr vergönnt war den Ruhm ihres Ahnherrn in

¹) l. c. S. 55.

²) Vgl. hierüber Hutterhaus-Archiv, Gelsingfors u. Wasastjerna, Ättar-Tafel, Andra delen S. 190.

helleres Licht zu setzen und sein Andenken durch Einverleibung des erwähnten Gemäldes in die Familiengalerie zu ehren.

*

Es folgen einige Schilderungen nach Schwedischen Quellen :

Die Schlacht bei Stuhm.¹

„Er kam Ende Mai 1629 mit neuen Truppen nach Elbing und Mitte Juni geriet er in ein Treffen bei Stuhm, wo die deutschen Truppen vereint mit den polnischen gegen die Schweden fochten. Gustaf Adolf stand wiederum selbst mitten im Kampfgewimmel, umringt von mehreren Kroaten, so dicht, daß er nicht seinen Degen gebrauchen konnte. Da reichte ihm ein schwedischer Reiter ein Pistol, mit welchem er einen von den Kroaten niederschloß, einen andern schlug er mit dem Kolben ins Gesicht und so glückte es ihm mit Hilfe des schwedischen Reiters sich frei zu machen, aber sogleich faßte ein dritter Kroat des Königs Wehrgehäng und zog ihn zu sich herüber, um ihn zu fangen oder zu töten. Der König schwang (den Gürtel) das Wehrgehäng über das Haupt, wurde aber jetzt von einem vierten Kroaten angefallen, der mit einer Hand des Königs erhobenen Arm festhielt und mit der andern den Säbel schwang, um ihm den Todeshieb zu versetzen. — In diesem Augenblick jedoch erschien glücklicherweise Erich Soop und schoß den Kroaten nieder, worauf Soops Vestgötter den König in Sicherheit brachten. Der Feind wurde auf dem Wahlplat zum Stehen gebracht und Gustaf Adolf bekannte, daß er noch niemals in einem so heißen Bad gewesen wäre.“

Eine andere Darstellung² schildert den kritischen Moment folgendermaßen :

„Im Jahre 1629, den 17. Juni in der Schlacht mit den Polen bei Stuhm, wo es heiß herging, ergriff einer von den Feinden R. Gustav Adolf am Gehänge, der König hob aber dasselbe über den Kopf und ließ dabei den Hut fahren. Nachher ergriff ihn ein anderer am Arm und wollte ihn gefangen nehmen,

¹) P. O. Bäckström: Ur svenska historien. Gustaf II. Adolf. Stockholm 1883, S. 27 u. 28.

²) Vermutlich eine Notiz Axel Orenstiernas, angeführt in der Palmstölfschen Abschriftsammlung in der Universität in Upsala. Wiedergegeben von Geijer in: Svenska Folkets Historia, III. S. 150 u. „Underdänigt betänkande“ S. 56 u. f.

da aber kam Erich Soop, schoß den Polen vom Pferde und rettete den König.“

In den Erzählungen aus der Schwedischen Geschichte¹ schildert N. Fryxell den Vorgang ähnlich, aber mit deutlicherer Betonung des Anteils, den der schwedische Ketter an der Lebensrettung des Königs genommen.

Das Schießen ins Kreuz, wie es in der Familientradition enthalten, kommt in dem Gemälde in Ruttigger am deutlichsten zum Ausdruck. Hier sehen wir links einen schwedischen Obersten und rechts einen schwedischen Ketter gleichzeitig zwei angreifende Kroaten erschießen. Im übrigen lautet die Fryxellsche Schilderung wie folgt: „Gustaf Adolf hatte noch größere Mißgeschicke. In der Hitze des Gefechtes war er unbekannt unter die Kroaten geraten und von ihnen gefangen genommen worden. Ein schwedischer Ketter sah dies und reichte ihm unbemerkt seine Pistole, indem er sagte: Hier Kamerad! Der König ergriff die Pistole, jagte die Kugel durch den einen Kroaten, schlug den andren mit dem Kolben ins Gesicht und machte sich mit Hilfe des Ketters frei.“ Auch diese Schilderung schließt mit dem Eingreifen des deus ex machina Erich Soop, dessen Anwesenheit, wie wir gesehen haben, als ausgeschlossen gelten muß. Die schwedische Geschichtschreibung wird also nicht umhin können ihre bisherige Auffassung des Treffens bei Stuhm zu revidieren.



¹) Berättelser ur svenska historien. Del VI. S. 106.

Apollonius Baron Maltiz.

Ein vergessener baltischer Dichter.

Von

Paul Th. Falk.

Die Familie der Freiherren v. Maltiz war seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in Kurland ansässig. Aus diesem baltischen Zweige stammen zwei Dichter: Franz und Apollonius v. Maltiz, die man in Deutschland kennt und deren Namen selbst im Konversations-Lexikon zu finden sind, wo man viele von unseren baltischen Dichtern, die uns bekannt sind, aber sonst nicht, vergebens sucht.

Aus der Ehe des in Karlsruhe verstorbenen kaiserlich russischen Gesandten Peter Friedrich Baron v. Maltiz (1753 † 1826) und seiner Gemahlin Apollonia Agnes Martha, geb. v. Lieven aus dem Hause Versen (1765 † 1826) mit der er das Gut Dursuppen in Kurland erwarb, entsprossen 3 Kinder (2 Söhne und eine Tochter), mit denen das Geschlecht im Baltenslande erlosch. Wir haben es hier mit dem jüngsten dieser Branche zu tun, der als Letzter seines Stammes ins Grab sank.

Friedrich Apollonius Baron v. Maltiz wurde am 11. Juni 1796 zu Gera auf einer Reise seiner Eltern geboren. Seine Erziehung erlangte er durch Hauslehrer, doch das Beste hat er durch Selbststudium in der großen Schule des Lebens erreicht. So blieb denn auch Maltiz diesem Bestreben, die Lücken seines Wissens auszufüllen bis zum letzten Atemzuge treu. In seiner frühesten Jugend kam er mit seinen Eltern und Geschwistern nach London, dann nach Hamburg und 1806 nach Kassel. Auf der Weiterreise nach Dresden begegneten die Reisenden im November, den von

Sachsen und Bayern geführten langen Zügen gefangener preußischer Soldaten nach dem Napoleonischen Siege über die Preußen bei Jena. Dieser Anblick übte eine so erschütternde Wirkung auf den 10-jährigen Knaben aus, daß er die Erinnerung nie vergaß und später in einem Gedicht „Begegnung 1806“, in dem er der Schmach und Schande deutscher Fürsten, die mit ihren Völkern gegen Deutsche kämpfen konnten, Ausdruck verlieh.

Während dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands von 1806—12 lebte der russische Gesandte Maltiz mit seiner Familie meist in Dresden, dann zur Zeit der glorreichen Erhebung 1813 in Stuttgart. Im Sommer aber hielten sie sich gewöhnlich in Karlsbad auf. Und an diesem Kurort war es denn auch dem 17-jährigen Jüngling vergönnt, zum ersten Mal Goethe zu sehen. „Mit einem Schauer von Bewunderung und Ehrfurcht vor einer Größe, die ich als Knabe mehr ahnte als begriff“ — erzählt er selbst — „schaute ich zu ihm empor, der mir weit über alle andere Macht erhaben schien.“ Und in einem seiner Gedichte „Goethe“ gab er später diese Erinnerung wieder, die mit den Worten schließt:

„Wie herrlich sind die Sängergaben
In ihrer Götterreise Glanz;
Wie heilig schauerlich in dem Knaben,
Der sieht den ersten Dichterkranz.“

Aber nicht nur Goethe, sondern auch Theodor Körner sah er 1813 in Karlsbad, „der von seiner beim Überfall von Rixen erhaltenen Wunde langsam sich erholte, um schon in demselben Jahre am 25. Aug. im Gefecht bei Gadebusch sein Leben auszuhauchen.“ Auch diese Erinnerung suchte er später in einem Sonett „Theodor Körner“ festzuhalten, deren Schluß lautet:

„Stets ruht dein Aug' auf mir, das Liebesthau,
Und aus der Jugend trübem Mißgeschick,
Wie einen Gruß, bewahr' ich diesen Blick.“

Sald darauf wurde sein Vater als russischer Gesandter nach Karlsruhe versetzt und da seine Söhne Franz und Apollonius den Wunsch äußerten, sich der diplomatischen Karriere zu widmen, so stellte er sie als Beamte in seiner Gesandtschafts-Kanzellei an. Nach kaum einem Jahr begleitete Apollonius als Mitache seinen Vater nach Wien zum Kongreß 1815. „ohne eine sympathische Erinnerung heimzuführen.“ Durchaus fördernd jedoch war es für den jungen M., daß er 1816 in Karlsruhe mit dem preußischen

Geschäftsträger Barnhagen von Ense näher bekannt wurde. Durch ihn gelangte er zu einem eifrigen Studium der Geschichte. Vor allen Dingen aber machte auf ihn die mit erlebte große Zeit der Befreiung der Völker vom Napoleonischen Joche (1812—15) einen nachhaltigen Eindruck. Mit Begeisterung pries er seinen Kaiser Alexander I. in verschiedenen Sonetten wie auch die kühne Tat Nostopshins, Moskau in Brand zu stecken und die Befreiung der europäischen Völker vom französischen Joche. In schwungvollen Versen besang er die große Völkerschlacht bei Leipzig, wo die Bande der Knechtschaft gebrochen wurden. In diesem Sinne sind seine „Gedichte“ (Karlsruhe, 1817) verfaßt, die er als 21-jähr. Jüngling in die Welt sandte.

Im Jahre 1817 wurde indessen der junge A. v. M. als angehender Diplomat von einem militärischen Kaufbold, wegen seiner Bescheidenheit, die er sein lebelang bewahrt hat, aber die damals beinah an Schüchternheit grenzte, schmächlich beleidigt. Diese Beleidigung zog die unvermeidliche Forderung zum Duell nach sich und in diesem Zweikampfe blieb der Beleidiger tot auf dem Kampfplatz.

„Der Eindruck, den dies erschütternde Ereignis auf das weiche Gemüt des jungen Dichters machte,“ — erzählt der bekannte Literaturhistoriker Karl Freiherr v. Beaulieu-Marconnay in der Biographie, welche er den „Ausgewählten Gedichten von A. v. M.“ (Weimar, 1873) beifügte, — „blieb lange Jahre hindurch ein schwer zu tragender, obgleich er sich von jeder Verschuldung freisprechen durfte und auch in reiferen Jahren noch dahin sich äußern konnte, daß er in ähnlichem Falle zu jeder Zeit nicht anders würde handeln können.“ —

Doch die Folge dieser tragischen Geschichte war, daß sein Aufenthalt in Baden unmöglich wurde und er sich glücklich schätzte, daß es gelang, seine Versetzung zur russischen Gesandtschaft nach Stuttgart zu ermöglichen. Der Stuttgarter russische Gesandte Roslowsky war ein geistreicher Mann. In seinen jüngeren Jahren hatte er Goethes „Werthers Leiden“ ins Russische übersetzt, doch als Diplomat war er für reaktionäre Zwecke im Sinne Metternichs nicht zu gebrauchen, da er nicht gegen seine Überzeugung handeln konnte. Der russische Reichskanzler Graf Nesselrode gab ihm zu verstehen, daß seine Berichte mit den Tatsachen, die er vernommen

hätte, nicht übereinstimmen, d. h. er wollte seine Überzeugung in Schwarzmalerei umgewandelt sehen. Da er aber in der deutsch-patriotischen Bewegung in Württemberg nichts schwarzes sah, so nahm er lieber seinen Abschied aus dem Staatsdienst. In Koslowsky verlor M. mehr einen Freund als einen Vorgesetzten. Koslowskys Nachfolger wurde Graf Konstantin von Bencendorff. Zwar nahm er M. als engeren Landsmann freundlich auf, doch ein Koslowsky wurde er ihm nicht.

In dieser Stuttgarter Periode dichtete M. sein erstes Drama „Virginia“, ein Trauerspiel in 5 Akten, doch erschien es erst viel später (Wien, 1858) im Druck. Über dieses Drama fällt Beau lieu-Marconnay folgendes Urteil:

„Mit feinem Verständnis charakterisiert M. in diesem Trauerspiel den Untergang des alten Römertums, und mit der historischen Erzählung des Livius verschmolz er das dramatische Motiv der Rache, als deren Wirkung dann die tragische Entwicklung eintritt. Und wenn gleich in einzelnen Momenten und Zeichnungen die Jugend des Dichters sich herausfühlen läßt, so bleibt dies Drama doch in Hinsicht auf die bühnenrichtige Anlage und Durchführung das beste von denen, die er geschrieben.“

Es seien daher hier gleich seine übrigen Dramen erwähnt: „Anna Boleyn“, Trauerspiel in 6 Akten (Weimar, 1860), „Spartacus“, Trauerspiel in 5 Akten (Weimar, 1861), „Quelle und Abgrund“, Schauspiel (Weimar, 1861), „Die Gedächtniskur oder die 3 Knoten im Schnupftuch“, Lustspiel in 3 Aufzügen (Weimar, 1862), „Die Selbstbiographie“, Lustspiel in einem Akt (Weimar, 1863), „Das unhistorische Fenster“ Lustspiel in einem Akt (Weimar, 1863) und „Photographie und Vergeltung“, Lustspiel in einem Akt (Weimar, 1865).

Diese Dramen, wie überhaupt die hier genannten Werke des Dichters sind jetzt zu Raritäten geworden, die man selten in öffentlichen Bibliotheken findet, geschweige denn in Privatbibliotheken und Antiquarischen Katalogen. Wie die Dramen unseres Landsmanns Karl v. Firccks, habe ich auch diese nicht aufstreiben können. Ich habe daher kein Urteil und glaube, daß M. recht hat, wenn er in einem seiner Sinngedichte, „Schiller“ überschrieben, sagt:

„Wie ist doch dein Talent so leicht,
Wenn man's dem unsrigen vergleicht.
Du schreibst bei Nacht und Sternenschein,
Wir schreiben in den Tag hinein.

Denn Alles was wir haben geschrieben,
wo ist es gesammelt, erhalten geblieben?
Wir sind wie die Zeitungen doch nur Eintagsfliegen,
die kaum geboren, wieder verfliegen.“

Von Stuttgart wurde M. 1821 als zweiter Legationssekretär in die russische Gesandtschaft nach Berlin versetzt. Sein Chef, der Graf Mopäus nahm M. wohlwollend auf und behandelte ihn mehr als Freund wie als einen Untergebenen. Dazu kam, daß M. durch Barnhagen von Ense in Berlin mit dem bedeutendsten Repräsentanten der Literatur daselbst nähere Bekanntschaft schließen konnte. Eine herzliche Freundschaft bewahrte er dem Baron Friedrich de la Motte Fouque, dessen seltsame „Lebensgeschichte“ (Halle, 1840) er in den „Deutschen Theebältern“ besprach und dessen er, als dieser Poet „ohne Furcht und Tadel“ 1843 starb in einem Sonett gedachte.

Neben dem Barnhagenschen Kreis fesselte ihn besonders der literarische Kreis bei der Frau von Scholz, geb. Neander in Berlin. „Das weiche Gemüt des jungen Dichters fand die willkommenste Kräftigung in diesem liebenswürdigen Kreise, bei dem ihm im Ganzen unsympathischen Treiben der großen Welt. Ein bis zum Tode der edlen Matrone stetig fortgesetzter Briefwechsel legt ein schönes Zeugnis ab von seiner dankbaren Erinnerung an jene Tage.“ (Beaullieu-Marcounay).

Von Berlin aus besuchte M. 1822 Dresden, wo er seine engere Landsmännin, die Dichterin Elise von der Hecke wieder aufsuchte, mit der ihn sein Vater 1806 als Knabe bekannt gemacht hatte. Ihr unzertrennlicher Freund, der Dichter Liedge gab sich die größte Mühe M. in die christliche Anschauungsweise einzuweisen, um ihn von der damals herrschenden pietistischen und romantisch-mystischen Moderichtung zu befreien. Es gelang ihm auf M.'s Geist und Gemüt Eindruck zu machen, „der sich durch sein ganzes Leben hin verfolgen läßt.“

Am besten vielleicht spricht diese seine christliche Gesinnung zu uns in seinem Sonett „Das Gebet“, aus welchem wir nur folgende Zeilen herausheben wollen :

„Ich fühl' es Herr, gen Himmel kann nur ziehen,
Was von dem Himmel ist herabgekommen,
Drum stöße selber ein Gebet mir ein. . . .“

Ober wenn es in seinem Sonett „Die Märtyrer“ heißt :

„Denn Märtyrer sind alle, die geboren,
Mag sie der Dorn des Weges nur verletzen,
Mag eine Palme golden sie beflügeln ;
Was sie zur Gottheit ihrer Brust erkoren
Mit ihrem Blute müssen sie's benetzen
Und mit dem Tode müssen sie's besiegeln.“

Daß M. in seinem Beruf als Diplomat nicht am rechten Plage stand, liegt auf der Hand, denn wie viele andre Menschen an ihrem Beruf keine wahre Freude haben, so empfand auch er sie nicht. Nach 3 Jahren versetzte man ihn wieder und zwar in die Kanzlei des Statthalters von Polen, des Großfürsten Konstantin 1824. Was ihn da anwiderte, war das intriguenreiche Verhältnis zwischen Polen und Russen daselbst. Er sehnte sich nach Berlin zurück in die stillen trauten Kreise seiner Freundin Frau v. Scholz. Um nicht in diese Intriguen mit verwickelt zu werden, zog er sich in seinen Mußestunden zu seiner Poesie zurück.

Im Jahre darauf, 1825, erlebte er den Dekrabistenaufland nach dem Tode des Kaisers Alexander I., bei welcher Revolte das Militär den Großfürsten Konstantin für den rechtmäßigen Thronfolger hielt, obgleich er wiederholt zu Gunsten seines jüngeren Bruders Nikolai entsagt hatte. In diesen Wirren glückte es nun unserem M. seine Versetzung nach Wien zu bewirken, doch erst im Mai 1826 konnte er Warschau verlassen. Wie froh er darüber war, geht aus einem Briefe an seine Gönnerin hervor: „Erst wenn ich aus diesen Toren fahren werde,“ — schreibt er — „wird ein Lenz für mich beginnen; die Kellerluft des polnischen Winters umgibt mich wie ein eiserner Panzer.“

In diese Freude mischte jedoch das Schicksal den Schmerz, den Tod seiner Mutter und bald auch seines Vaters 1826. Dazu kam, daß er selbst am Gallenfieber lebensgefährlich erkrankte, zum Glück aber die Krisis überwand. Sein neuer Chef war der Graf Tatitschew. Ein äußerst gewandter Diplomat, dabei reich, prachtliebend und gastfrei, in dessen Gunst M. gelangte. Auch gelang es ihm in Wien die persönliche Bekanntschaft von Grillparzer, Münch-Bellinghaußen (Halm), Hammer v. Burgstall, Jedlig u. a.

Koriphäen der deutschen Literatur zu machen, und die Erinnerung an die mit ihnen verlebten Stunden erkoch in seinem Inneren nicht. Auch ließ M. in diesem Jahre seinen in Warschau geschriebenen ersten humoristischen Roman: „Geständnisse eines Kappen mit Anmerkungen seines Kutschers“ (Berlin 1826) erscheinen. Hier im gemüthlichen Wien, wo er sich schnell einlebte, entstanden seine meisten Dramen, so auch das noch nicht genannte Schauspiel: „Der Dichter und der Übersetzer“ (Berlin 1829) und seine Erzählung: „Schillers Gedächtnisfeier.“

Leider war dieser Wiener Aufenthalt für ihn ein viel zu kurzer. Man versetzte ihn nach 3-jährigem Aufenthalt wieder und zwar nach Rio de Janeiro. Er benutzte einen zum Zweck seiner Überfahrt ihm verliehenen längeren Urlaub und verweilte vom Januar bis Anfang Juni 1830 in Paris. Hier beschäftigte ihn viel die Zeit Louis XVI. und die große Revolution. „Frankreich“ — meinte er, — „ist eine Lady Macbeth, die sich die blutigen Hände wäscht und der verdammte Flecken bleibt doch!“ —

Daß er dabei so nah der Juli-Revolution von 1830 stand, ahnte seine diplomatische Seele nicht. In London, wo er Ende Juni eintraf, wußte er so gut wie nichts von der Revolution und im September 1830, als er seine Reise nach Rio de Janeiro antat, erfuhr er, daß es mit der Herrschaft Karl X. von Frankreich vorbei war. Mit ihm zugleich traf die letzte Sklavensladung aus Afrika für Brasilien in Rio de Janeiro ein. Endlich also hatten es die Regierungen der Kulturstaaten eingesehen, daß Christentum und Sklaverei ein Widerspruch in sich selbst ist. Freudig ruft er daher aus:

„Europens größter Schwur wird Wahrheit,
Länger nicht färbt euch Europens Blutschuld.“

Seinen Chef, den Baron Balenza traf M. krank darnieder liegend an; und als Balenza 1831 starb, gingen die gesandtschaftlichen Geschäfte auf Maltiz allein über, die politisch nicht leichter Natur waren, wie das aus einem Schreiben hervorgeht, das er im November 1830 einem Vertrauten zukommen ließ:

„Das Land liegt in einem Fieberzustande, der kaum den Eingeborenen auf eine Zukunft zu rechnen erlaubt. Man hat hier unbesonnener Weise einen Patriotismus mit dazu gehörigen

Uniformen, Kokarden, Fahnen eingeführt, ehe noch der Staat selbst recht da war. Geschichte, Literatur, Erziehung fehlten, — es ist nichts vorhanden als eine Küste mit etwas Zivilisation angestrichen, ein lächerlicher Nationalstolz, der sich vor lauter Schlangen und Affen nicht getraut über Land zu gehen, und eine Menge Zeitungen, die alle von den englischen und französischen Blättern abgeborgte Phrasen wiederholten. Die Verwaltung hat es so weit gebracht, daß man hier außer unförmlichem Kupfer und schmutzigen, zerfetzten Papieren nichts zu sehen bekommt, und selbst dieser Geldwert des Glends sinkt täglich mehr dem großen Abgrunde — Null — zu.“

Dazu kam, daß an der Spitze der Regierung ein Herrscher stand, den man „Kaiser Dom Pedro I. von Brasilien“ nannte. Unter ihm war Alles möglich, was in einem ehrbaren Kulturstaate unmöglich sein sollte. „Bestechung und Liebedienerei wurde gebuldet und unterstützt.“ . . . „Laster aller Art wurden in einer Weise in Schutz genommen, die das Gefühl beleidigte;“ . . . „allen Leidenschaften war Thor und Tür geöffnet.“ Dabei interessierte sich Dom Pedro mehr für die Wirren in Portugal als in Brasilien. Er ging mit dem tollen Gedanken um, auch König von Portugal zu werden und untergrub so das Ansehen des Thrones in Brasilien vollständig. Bei solchen Zuständen konnte selbst von einer Disziplin seines Heeres nicht die Rede sein. Es entstanden Unruhen und Meutereien. Auf der großen Volksversammlung am 6. April 1831 auf dem Anna-Platz in Rio de Janeiro gingen die Gardien und die Artillerie zu den Revolutionären über und Kaiser Dom Pedro I. von Brasilien dankte zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes ab, doch auch unter der darauf eingesetzten Regentschaft ging es nicht vernünftiger her. — Das war der Eindruck, den M. von Brasilien hatte.

Ungern war M. ins Land gekommen, widerlich wurden ihm die Berichte über die Wirrsale in Brasilien, die er seiner russischen Regierung zuzuschicken hatte. Sechs Jahre hielt er auf diesem Posten aus, in welcher Zeit er am liebsten mit dem Dänischen Gesandten Grafen Reventlov verkehrte; wie dieser hätte auch er das Land gerne verlassen. Endlich gelang es ihm und die Eindrücke, die er aus Brasilien mitnahm, sind vielleicht am treuesten in seinem Epigramm zusammengefaßt:

„Der Teufel, lieber Bruder,
Ist bei den Negern weiß,
Der Satan hält nicht Farbe,
Doch bleibt die Hölle heiß.“

Ober wenn er uns sein „Beileid“ wie folgt ausdrückt:

Die Wahrheit und die Zeit
Thun mir oft herzlich leid;
Die erste spricht man rot,
Die zweite schlägt man tot.“

Von Rio de Janeiro kam M. nach München zum Fürsten Gagarin als erster Sekretär der dortigen russischen Gesandtschaft. Doch bevor er diese Stellung annahm, benutzte er seinen Urlaub und hielt sich 3 Monate in London und dann 2 Monate in Berlin auf, worauf er erst im Februar 1837 seine Stellung in München antrat.

Wie in Rio de Janeiro traf er auch in München den russischen Gesandten krank darnieder liegend an. M. aber sollte ihn nicht ersetzen, sondern man erwählte dazu den Diplomaten v. Severin. Dieser war etwas älter als M., aber da sie beide in ihren Ansichten und Überzeugungen sich als Gesinnungsgenossen erkannten, wurde ihr Verhältnis zu einander ein sehr sympathisches, das bis Severin Ableben (1865) dauerte.

In München lebte sich M. schnell ein. Vor allem lernte er da seine zukünftige Frau, die Gräfin Klotilde von Bothmer kennen, mit der er sich im April 1839 vermählte. „Wohl nur selten hat es ein Paar gegeben, welches so ganz und so vollständig sich geistig in einander hineingelebt hat, als dieses,“ — bemerkt Maconnay dazu.

Obgleich die Ehe kinderlos blieb, lebten sie in seltener Harmonie 31 Jahre mit einander. Es versteht sich wohl von selbst, daß er sie poetisch reichlich bedachte, so in seinen „Hauslichen Sonetten“.

In München sollte M. jedoch nur zwei Jahre bleiben. Wieder versetzte man ihn, aber dieses Mal als Geschäftsträger der russischen Gesandtschaft nach Weimar. In die Münchener Zeit indessen fallen die Veröffentlichungen seiner in Brasilien entstandenen „Gedichte“ und „Dramatischen Einfälle“ (München 1838—43), und die mit F. A. von Zu Rhein und Fr. v. Elsholz herausgegebene Wochenschrift „Deutsche Thee-“

blätter“. Sie waren den „Interessen der höheren Konversation gewidmet“. Sie hielten sich jedoch nur bis 1840, da M. wie auch Herr von Zu Rhein verfezt wurden.

Mit M's. Eintritt in Weimar endet endlich sein Wanderleben. „Hier sollte er seine eigentliche Heimat, ja, man kann sagen, sein Vaterland finden. Hier verlebte er 29 Jahre in einer Stellung, welche durch ihr otium cum dignitate seine Existenz zu der angenehmsten in jeder Beziehung machte. Der Großherzogliche Hof wußte in dem Repräsentanten des nahverwandten russischen Hofes den charaktervollen Ehrenmann, den begabten Dichter, den liebenswürdigen Gesellschafter nach Verdienst zu schätzen.“ (Beaulieu-Marconnay).

Im Kreise der Großherzogin Maria Pawlowna nam er eine angesehenere Stellung ein und mit dem Großherzog Karl Alexander und dessen Gemahlin Sophie verband ihn und seine Gemahlin ein fast freundschaftliches Verhältnis. In der kleinen Stadt nach Goethes Tod waren es merkwürdiger Weise zwei baltische freilich bescheidene Dichter, Baron Alexander v. Ungern-Sternberg 1834 bis 1841 und Baron Apollonius v. Maltiz von 1840—70, die als Dichter da wohnten, wo der große Olympier bisher Alles beherrschte. Ja, M. ist sogar der einzige Sterbliche, der nach des Altmeisters und dem Tode der Frau Ottilie v. Goethe (1851) sich rühmen konnte, im „Goethe-Hause“ gewohnt zu haben.

In Weimar führte M. ein gastliches Haus, wo alle literarischen Größen Eintritt fanden, die eine ihm bekannte Empfehlung vorweisen konnten. Als Gesellschafter verfügte sein „schalkhafter Sinn“ über einen „köstlichen Humor“. Als Causeur gebot er „über eine seltne Gedächtnistreue“ und über eine „bewunderungswürdige Belesenheit in Wissenschaft und Poesie.“ — Er war einer von denen, der, wenn er wollte, nur in Zitaten reden konnte.

„Als eine besondere Günst des Schicksals“ — erzählt A. Marconnay — „betrachtete M., daß es ihm vergönnt war, mehrere Jahre in Goethes Hause zu wohnen. Er vor Allen war durchdrungen von der Weihe der Stätte, die ein großer Mann betreten, und seinen Empfindungen beim Einzuge in jenes Haus, wie beim Verlassen desselben gab er den würdigsten Ausdruck.“ Aus dem „Einzug in Goethes Haus“ (1852) wollen wir hier nur die Schlußzeilen hersezen :

„Wann hier längst verhallt mein Sang,
 Werdet ihr als Tempel ragen,
 Hallen dieses Heiligtums,
 Vaterhaus des deutschen Ruhms,
 Wo die deutschen Herzen lobern,
 Da muß in Erfüllung gehn,
 Was die deutschen Herzen flehn,
 Was die deutschen Herzen fordern.“

Es ist geschehen. Das Goethe-Haus ist Nationaleigentum geworden. Nach der Großherzogin Sophie v. Sachsen-Weimar, der er so nahe stand, ist auch die klassische große Gesamtausgabe von Goethes Werken in 149 Bänden benannt. Als in den 70-er Jahren der letzte Enkel des großen Dichters, Walter Baron von Goethe († 1885), selbst die Wohnung wieder haben wollte, konnte M. nur demütig sein „Scheiden von Goethes Wohnung“ in Versen niederlegen. Wir teilen auch hier nur eine kleine Stelle mit:

„Der dunkle Pfad, der durch die Welt mich trägt,
 Darf eine seiner Spuren hier verbleiben?
 Hab' ich doch kaum ein Sandkorn aufgeregt,
 In eignen Schicksals unbewußtem Treiben.

Wer eine Krone trägt, legt hier sie ab;
 Mit welchem Kranz betrat ich diese Stelle?
 Genug, daß lehnen durfte hier mein Stab,
 Daß heimisch ward mein Fuß auf dieser Schwelle.“

In diese seine Weimarer Zeit fallen nicht nur die Veröffentlichungen seiner bereits genannten Dramen, sondern auch seine Werke: „Drei Fährlein Sinngedichte, Sonette und Fabeln“ (Berlin 1844), wie sein episches Gedicht „Triclinium in 3 Gesängen“ (Weimar 1856) und sein didaktisches Gedicht: „Noch ein Blatt in Lethé“ (Weimar 1857). Was diese seine Poesie anbelangt, so verstand er, wie so manche Schriftsteller, in eignen Sachen nicht Spreu von Weizen zu scheiden. Auch waren seine kleinen Verleger nicht die Männer, die ihn als Dichter in weiteren Kreisen bekannter zu machen verstanden. Seine letzten Werke, die erschienen, waren Epigramme: „Vor dem Verstummen“ (Weimar 1858) und eine poetische Erzählung: „Die Wunderkur der Hölle“ (Weimar 1863).

Im Jahre 1865 bat er um seinen Abschied, fränkeltete und starb am 2. März 1870 in Weimar.

Kulturgeschichtliche Miscellen.



Vor sechzig Jahren.

E. Chr. v. Trautvetter über die lettische Sprache.

Es ist eine kleine Reminiszenz, die nachstehend wiedergegeben wird. Mit so manchem, was der Verf. vorbringt, wird man heute kaum mehr einverstanden sein, aber seine Ausführungen zeigen uns doch in nicht uninteressanter Weise, wie man damals noch, Anno 1850, über manche Dinge dachte.

Trautvetter war zwar nicht im Lande geboren, aber er kam schon als junger Mann hierher, 1804 als Hauslehrer des Grafen Medem. Später wurde er Oberlehrer am Mitauschen Gymnasium und war nach seiner Emeritur noch viele Jahre († 1859) als Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften tätig. Damals als er 1851 seine Studie „Ethnographisches über die Letten, die Littauer und die alten Preußen“ im „Inland“ (N. 39 ff.) veröffentlichte, war er fast schon ein halbes Jahrhundert im Lande und vollständig eingewurzelt. Dieser Studie sind die nachfolgenden Stellen entnommen.

Trautvetter schreibt :

... „Hinsichtlich der Gemütsart habe ich allerdings einen Unterschied zwischen dem Letten und dem Deutschen, wie ich diesen im Werrathal kennen gelernt habe, wahrgenommen. Der Lette ist sanfterer, milderer Gemütsart, als der Deutsche und der Slave. Bei den Ackerbau-Arbeiten ist bei dem Letten Alles leichter eingerichtet, als bei dem Deutschen. Ein von den Letten bearbeitetes Feld sieht aus wie eine Reihe von Gartenbeeten. Der Pflug des Letten, seine Egge, die nur von Holz und doch so fest ist, die Werkzeuge und das Verfahren beim Einern, — alles ist leichter und geht bequemer und schneller von statten, als bei dem Deutschen,

bei dem alles herb, groß und schwerfällig ist. Und — ein so guter Deutscher ich bin — so muß ich doch in dieser Hinsicht dem Letten den Vorzug einräumen. . . .

Wie nach der Eroberung durch die Deutschen die Art des Landbaues dieselbe geblieben ist, so ist wohl auch in den häuslichen und wirtschaftlichen Verhältnissen wenig geändert worden. Auf dem Lande herrscht das lettische Wesen vor, und auch die lettische Sprache. Auch die gebildeten Deutschen lassen, was übrigens nicht zu billigen ist, ihre Kinder eher Lettisch sprechen lernen, als Deutsch; sie behaupten, dies gebe eine bessere Aussprache für andere Sprachen.

Die lettische Sprache ist, wie die deutsche, eine reine Wurzelsprache. Sie hat zwar aus dem Deutschen und Slavischen manche Wörter aufgenommen; diese sind aber immer als Fremdlinge kenntlich und tun dem Bauwerk der Sprache keinen Eintrag. Das Lettische ist wohlklingender und formenreicher, als das Deutsche; es hat viele A-Laute. Das Lettische ist erst nach der Eroberung durch die Deutschen, besonders durch die protestantischen Geistlichen, eigentlich Schriftsprache geworden. Es hat aber jetzt, besonders im gottesgelehrten Fache, schon ein ansehnliches Schriftwesen. Viele Letten können lesen und sie lernen es, wie es am natürlichsten ist, zur Winterszeit von ihren Eltern. Die Letten halten sehr auf die Reinheit ihrer Sprache, sie sind geborne Puristen. Das sieht man schon aus den Spitznamen, welche sie denjenigen geben, die das Lettische verhunzen. So nennen sie nach Stenders Lett. Sprachl. die in der Gegend von Libau und Schruden wohnenden tahmen oder tahmneeken, von dem Worte tahm, welches bei diesen bis jetzt heißt, im echten Lettischen aber ligdstam oder lihösschim. Diejenigen aber, welche Litauisch, Russisch, Estnisch zc. unter das Lettische mengen, nennen sie Suiken (Schweine?). Dieser Mischmasch findet sich besonders im Oberlausischen. Und auch hier zeigt sich, wie die Ausartung eine Entfittlichung mit sich führt; denn gerade aus jenen Gegenden her hört man am meisten von Raub und Mord. Nach Stender wird in Semgallen, in der Umgegend von Mitau und Bauske das reinste Lettisch gesprochen. In jene widerliche Verwechslung der Fälle, wie sie bei den deutschredenden Wendem vorkommt, ist im Lettischen nicht zu denken. Diejenigen Letten, welche in der

Stadt Deutsch sprechen lernen, gebrauchen gewöhnlich — ihrer Sprache folgend, welche für die Namen nur das männliche, weibliche und gemeinjamme Geschlecht hat — bei den deutschen Namen statt des keinerlei Geschlechts das männliche Geschlecht, z. B. der Pferd, der Haus. So entsteht das Sprachverderbnis. Die Ostjätischen Sprachen haben kein F, z. B. aus Frij machen sie Prig.

Gotth. Friedr. Stender sagt in seiner lettischen Grammatik, daß die lettische Sprache eine unter den ältesten in Europa sei. Nach ihm ist die lettische Sprache eben keine reiche, dennoch aber eine deutliche, wohlklingende und zierliche Sprache. Indes gesteht Stender, daß die Letten in den Dingen, womit sie umgehen, reich genug an Benennungen sind, ja zuweilen mehr als man vermuten sollte; daß sie auch an Wörtern, die die Naturerscheinungen betreffen, genügenden Vorrat haben, wobei er auf seine lettische *Phyſik* oder *Augstas gudribas grahmata*, verweist. „In der Philosophie aber,“ sagt Stender, „sieht es bei den Letten sehr finstler aus, z. B. die unterscheidende Erkenntnis der geistigen Kräfte unserer Seele liegt bei ihnen noch im Chaos, indem das Stammwort prahts bei ihnen alles ohne Unterschied ausdrückt“ usm. — „Fast ebenso geht es mit dem Worte *firds* (Herz).“ Was aber Stender hier von der lettischen Sprache ausagt, das gilt teils von der Sprache überhaupt (daß sie nämlich das Geistige durch das Sinnliche ausdrückt), teils hat es selbst von den ausgebildeten Sprachen, wie der griechischen und lateinischen, besonders in den Zeiten gegolten, da noch keine weisheitslehrigen Denker in denselben aufgestanden waren. Das Lateinische ist erst durch Cicero eine weisheitslehrige Sprache geworden. Zum Beispiel: das griechische Wort *phrōn*, Sinn und Verstand, heißt ursprünglich bei Homer das Zwergfell und ist vielleicht das lettische *prahts*. Das polnische *duſza*, litauische *duſia*, die Seele, heißt ursprünglich der Magen. Es käme also nur darauf an, die trefflichen Anlagen der lettischen Sprache weiter auszubilden, damit sie nicht, wie leider oft die deutsche Sprache tut, mit einem Mischmasch von griechischen und lateinischen Wörtern zu philosophieren brauchte; denn *philosophe* recht können die Letten auch ohne Weiteres. Die Metaphysik, die Kategorien, die absolute Identität, die Subjektivität und Objektivität und all der scholastische *Gallimattias* flünde auch der lettischen Sprache zu Gebote.

Zu dieser weiteren Ausbildung der lettischen Sprache würde nun freilich wenig Aussicht zu sein scheinen nach dem, was Stender sagt: „Seitdem die vormaligen Heiden in Livland und Kurland von den Deutschen bezwungen und zum Christentum, zugleich aber auch unter das Joch gebracht worden, ist die lettische Sprache bis auf den heutigen Tag eine gemeine Bauernsprache“ usw. So tapfer auch die Letten und die alten Preußen ihr Vaterland, ihre Freiheit und ihr väterliches Heiligtum verteidigt hatten, so konnte es doch nicht fehlen, daß ihre endliche Besiegung einen Schatten der Verachtung auf sie, ihre Art und Sprache warf. Diese Verachtung finden wir auch ausgedrückt in dem geschichtlichen Gedichte „Mitau“ aus dem 17. Jahrhundert von dem Rektor Christian Bormann. Dort lesen wir:

„Doch der arme Bauer muß in dem Überfluß (des Landes) indessen Salz und Brod oft mit Verbruß bei der schweren Arbeit essen
 Muß sich drücken, bücken, schmiegen, leidet Regen, Hiß und Frost,
 Und die Pferde, die da pflügen, kriegen selten Haberkost.“

Und dieser willkürliche Druck wollte sich noch rechtfertigen, wie es denn ebendasselbst weiter heißt:

„Wenn sie auch ein Mehres hätten, diene es ihnen nur zum Fluch:
 Denn ihr grober Unverstand neiget sich zu allem Bösen.
 Darumb muß man ihre Hand nimmer von der Arbeit lösen.
 Brauchen sie nun böse Tüden und vergessen ihre Pflicht,
 Man auf ihrem blossen Rücken manches Birken-Reiß zerbricht.“

Was hier aber von der Art der Letten Böses gesagt wird, ist im Allgemeinen ganz unwahr. Wie die alten Preußen und die heutigen Littauer vor andern blauäugigen und blonden Völkern als gutartig geschildert werden, so müssen wir auch den Letten dieses Zeugnis geben, wie schon oben geschehen. Der Lette müßte kein Mensch gewesen sein, wenn eine harte Behandlung ihn niemals heimtückisch gemacht und aufgebracht haben sollte. Der Geschicklichkeit und den guten Geistesanlagen des Letten läßt übrigens auch Bormann am Schluß des Gedichts Gerechtigkeit widerfahren. Diese Schilderung ist gerade eine vorzügliche Stelle seines Gedichts, und da dieses wohl in Weniger Händen ist, so sei es mir erlaubt, sie herzusetzen.

Überfluß macht Übermuht, Müßiggang verkehrte Sinnen,
 Straffe macht die Bosheit gut, Armuht lernet Brod gewinnen.
 Sonsten sind zu allen Sachen diese Kuhren (Letten) wohlgeschickt,
 Können alles artig machen, was ihr Auge nur erblickt.

Was der Bauer nöthig hat zu dem Feld- und Haus-Gewehre,
 Macht und bringt er nach der Stadt, Pflug u. Wagen, Spieß u. Röhre,
 Spannen, Tonnen, Tische, Bäuke, Kannen, Krannen, Tücher, Band,
 Riiten, Kasten, Simse, Schränke, Pulver, Glas und allerhand.

Mancher kömmt nur mit dem Beil in den finstern Busch geritten,
 Macht da in aller Eil Sattel, Firsel, Zaum und Schlitten,
 Padel Holz und fährt von dannen mit der größten Winterlast,
 Und die Füße zu bespannen braucht Er für das Leder Bast.

Hat er Eisen in den Pflug, eine Nadel, Beil und Messer,
 So hat er zur Nothdurfft gnug; hat er mehr, so ist es besser,
 Häuser, Eggen, Räder, Wagen gehn und stehn fein eingericht,
 Sind doch nicht mit Erz beschlagen, brauchen auch der Nägel nicht.

Der Mitauische Rektor stellt also doch am Ende, nachdem er den deutschen Mitauern durch das erregte Gefühl der Überlegenheit sich angenehm gemacht hat, auch noch den Letten ein recht vorteilhaftes Zeugnis aus, das übrigens mit dem oben von mir Gesagten völlig übereinstimmt. Bei jener Unterdrückung ist es zu verwundern, daß sich noch so viel von dem geistigen Erbe unter den Letten erhalten hat. Die Sache ist aber die, daß trotz jener Vorurteile die meisten Gutsherren in der Ausübung ihre Hörigen garnicht so unmenschlich, vielmehr theils wahrhaft hausväterlich behandelt haben, wie ich dies namentlich in Kurland selbst gefunden. Ihr eigener Vorteil heischte dies: ein Gut mit verarmten Bauern verlor dadurch selbst an Wert. Die Prediger sind größtenteils so eifrige Lehrer, (mahitais) und Freunde der Letten gewesen, daß sie fast ihrer eignen Abstammung vergaßen. Man braucht in dieser Hinsicht nur an einen Watson* zu erinnern. Bornmann tut also auch den Deutschen zum Teil Unrecht. Und wenn Stender das Lettische eine Bauernsprache nennt, so ist zu bedenken, daß auch die Gebildeten mit den Letten lettisch sprechen und unter jenen manche sind, die aus ihrer lettischen Abstammung kein Hehl machen.

Die Stellung beider Sprachen zu einander ist hier ungefähr so, wie in Norddeutschland die der hochdeutschen zu der plattdeutschen Mundart. Wie man auf deutschen Universitäten die Studenten aus Niederdeutschland unter sich oft Plattdeutsch sprechen hört, so die aus Livland und Kurland Lettisch. Aus Deutschland zurückkehrende Studiosen freuten sich, wieder die

*) R. Fr. Watson, Pastor in Leston, Kurland, 1803—26. Gab viele lettische Schriften heraus und begründete 1822 die „Latweeschu Awtiseh“.

lettische Sprache zu hören, als wäre es ihre Muttersprache. Das Deutsche und das Lettische sind hier gleichsam zwei zusammengewachsene Bäume, wie die Eiche und Linde, deren v. Bienenstamm als einer Merkwürdigkeit gedenkt. Indessen ist das Lettische, was das Plattdeutsche nicht ist, auf dem Lande und zum Teil auch in der Stadt Kirchen- und Schulsprache, und seit Aufhebung der Leibeigenschaft auch Gerichtssprache. Die lettische Sprache hat also nicht bloß einen naturgeschichtlichen, sondern auch einen staatlichen Grund und Boden. . . . Wie aber in der mehr noch an der Natur hangenden alten Zeit zwei Zeitalter zu unterscheiden sind, nämlich das einheitliche Uralter und das vielheitliche Folgealter (das klassische Zeitalter), so ist auch in der nach Freiheit und Vernunft-Herrschaft strebenden neuen Zeit noch ein Unterschied zu beobachten zwischen dem schwärmerischen, sich überhebenden Mittelalter, welches Allem eine Form aufzuzwingen, Alles gleichzumachen strebt, und dem späteren, gemäßigten, vollendenden Zeitalter, welches zur wahren Allgemeinheit, zur Gesamtheit gelangend aus erhaltendem Grundsatz auch der natürlichen Mannigfaltigkeit ihr Recht angedeihen läßt, nach Goethes Worten: „Eines schickt sich nicht für Alle.“ Dieses spätere Zeitalter nun nimmt das Stammgemäße überall in Schutz. Wenn denn die lettische Volksart und deren Ausdruck, die Sprache, sich durch das unwälzerische Mittelalter hindurch erhalten hat, so wird sie nunmehr — da ein weises Volk nicht mehr seine Ehre und seinen Vorteil darin erblickt, seine Sprache über andere Völker auszubreiten — ungestört fortleben können.“ . .



Literarische Rundschau.

Klassikerausgaben.

Aristophanes Werke. Übersetzt von Ludw. Seeger.¹

Goethes Werke. Herausgegeben von Karl Alt.²

Es liegen uns in diesen Ausgaben Stücke von größeren Sammelwerken vor, deren eines die Hauptwerke der Weltliteratur umfassen soll, während das andre hauptsächlich die Werke der deutschen Klassiker in mehr oder weniger vollständigen Ausgaben sammeln will.

Cotta's Bibliothek der Weltliteratur soll die klassischen Werke aller Völker und Zeiten in sich vereinigen, ein Unternehmen, das gewiß dem Klassikerverlage par excellence besonders anstand. Im wesentlichen scheint das Ziel schon jetzt erreicht; von Zeit zu Zeit wachsen dem Stamme aber noch willkommener Ergänzungen zu, wie jetzt der neue Aristophanes, oder vielmehr der erneuerte; denn Seegers Übersetzung ist schon 1845—48 erschienen, war aber vergriffen und — abgesehen von Fachkreisen — wohl auch wider Verdienst vergessen. Ihre Erneuerung, die zum 100. Geburtstage Seegers erschienen ist, soll auch das Andenken an diesen vielseitigen Meister der Übersetzungskunst erneuern.

Die gefälligen schlanken Leinwandbände der Bibliothek sind weit verbreitet und in ihrem äußeren Gewande und ihrer inneren Einrichtung wohlbekannt. Auch hier gehen dem ersten Bande kurz und gut orientierende Einleitungen voraus und zwar zwei. In

¹) Aristophanes Werke. Übersetzt von Ludwig Seeger. Neue Auflage mit Einleitung von Herm. Fischer u. Wilh. Schmid. Stuttgart u. Berlin. Cotta (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur). 3 Bände zu je 1 Mark.

²) Goethes Werke. Vollständ. Ausgabe in 40 Teilen. Auf Grund der Hempel'schen Ausgabe neu herausgegeben mit Einleitungen u. Anmerkungen, sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit Emil Ermatinger u. a. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Hong. Bd. III, IV u. XI. (Goldne Klassikerbibliothek) Der Band brosch. M. 1.50, geb. M. 2.—, in Halbfranz M. 3.—, Prachtausgabe M. 4.—.

der ersten berichtet Hermann Fischer, der bewährte Kenner der schwäbischen Literaturgeschichte, über Leben und Werke des Übersetzers, Ludwig Seegers. In der zweiten Einleitung gibt Wilh. Schmid eine Übersicht und Würdigung der Aristophanesübersetzungen. Der Preis ist hier, wie erklärlich, der vorliegenden Seegerschen Übersetzung zugesprochen worden, auch gegenüber der berühmtesten, der von Johann Georg Droysen stammenden. Ich will gegen dieses Urtheil keinen Widerspruch erheben, kann mich aber doch des Eindrucks nicht erwehren, daß Schmid diesem letzteren nicht gerecht geworden sei. Vor langen Jahren habe ich aus der Droysenschen Übersetzung den ersten Eindruck Aristophanischer Kunst empfangen und, wenn ich meine Erinnerung prüfe, kann ich nicht finden, daß er geringer gewesen wäre als der jetzt von Seeger gewährte. Bei Vergleichen, die ich jetzt zwischen einzelnen Stellen beider Übersetzungen anstellte, schien Seeger allerdings meist den Vorzug größerer Leichtigkeit und natürlicher Anmut zu verdienen, während doch Witz und Humor des Aristophanes bei Droysen oft charakteristischer zur Geltung gebracht waren. Doch wie man darüber auch urtheilen möge, an dem Lobe, das Seeger gespendet ist, braucht jedenfalls kein Abzug gemacht zu werden.

Auffallend erscheint nur eines: daß bei diesen Einleitungen nur der Übersetzer, aber nicht das Original zu seinem Rechte kommt. Es fehlt an jeder Orientierung über Leben und Zeit des Aristophanes; die Einleitungen Seegers zu den einzelnen Dramen sind mit Rücksicht auf die Handlichkeit der Ausgabe ebenso wie die Anmerkungen gestrichen worden; als Ersatz wird auf G. Meyers Geschichte des Alterthums und die Anmerkungen der vorher getadelten Droysenschen Übersetzung verwiesen. Das ist ein Übelstand; denn der Leser einer Aristophanesübersetzung steht ohne Erläuterung fort und fort ratlos da und darf erwarten, daß ihm die nötige Führung gleich mit an die Hand gegeben wird. Dafür müßte in einer Neuauflage dieser Ausgabe noch gesorgt werden; freilich wäre das keine leichte Aufgabe und hätte die bloße Hinzufügung von Anmerkungen auch ihr Mißliches. Wer die Anmerkungen von Droysen gelesen hat, wird es mit Interesse getan haben, wie es denn immer Vergnügen gewährt, einen geistreichen Mann zu hören, auch wenn er sich in Randglossen äußert. Aber eine Beeinträchtigung des Eindrucks ist es selbstverständlich, wenn Auge und Geist zwischen Text und Anmerkung hin- und herwandern müssen. Den richtigen Weg scheint hier Wilamowitz-Moellendorff in seinen Übersetzungen der griechischen Tragödien

gewiesen zu haben. In den Einleitungen, die er den einzelnen Dramen vorausschickt, sind die Schwierigkeiten der Einzelklärung mit so geschickter Hand vorweggenommen, daß der Leser sich dann mit ungestörtem Genuße in die Dichtung versenken kann. Bei Aristophanes wäre diese Aufgabe ja wohl eine noch schwierigere als bei den Tragikern, aber zugleich eine für einen geistvollen Altertumsforscher aufs höchste verlockende.

Über die Übersetzung selbst braucht nach dem Vorausgeschickten nicht viel hinzugefügt zu werden. Sie erfreut sich seit ihrem ersten Erscheinen eines wohlverdienten Ruhmes. Wie in all seinen Übersetzungen, zeigt sich Seeger auch hier als souveräner Meister der Form; nirgendwo verrät Schwerfälligkeit oder Künstelei, daß hier ein Nachbildner einen überaus spröden Stoff zu bewältigen hatte.

*

Auch bei der Ausgabe von Goethes Werken, die am Kopfe dieser Notiz genannt ist, sowie bei der ganzen „Goldnen Klassiker-Bibliothek“, der sie angehört, handelt es sich um eine Erneuerung, nämlich um eine neue Bearbeitung der wohlbekannten Hempelschen Klassikerausgaben, die einer früheren Generation den eisernen Bestand der Hausbibliotheken geliefert haben. Freilich wird diese Neubearbeitung, wie es scheint, zu einer fast vollständigen Umgestaltung werden; denn die Bearbeiter der alten Hempelausgabe weilen größtenteils nicht mehr unter den Lebenden, Männer, wie Maltzahn, Loeper, Biedermann, deren Arbeit noch heute zu einem bedeutenden Teile das Fundament unserer Klassikerforschung bildet. In der Mitarbeiterliste der Neubearbeitung finden sich nur zwei Namen aus dem alten Stabe: S. Kalischer und Alfred Schöne, der Herausgeber von Goethes naturwissenschaftlichen und Lessings antiquarischen Werken. Die Zahl der Mitarbeiter ist fast dreimal so groß geworden, was durch eine bedeutende Erweiterung des ursprünglichen Planes bedingt ist. Ein beigelegter Prospekt orientiert über den Plan der Goetheausgabe. In der Gestaltung des Textes soll die Mitte gehalten werden zwischen den Prinzipien der Weimarer Ausgabe, die die Ausgabe letzter Hand einschließlic ihrer Fehler wiedergibt, und der Cottaschen Jubiläumsausgabe, die auf die ursprünglichen Fassungen zurückgeht. Vollständigkeit ist nur soweit angestrebt, als es im Interesse eines weiteren Leserkreises liegt, der Goethe nicht zu wissenschaftlichen Zwecken liest. Aus dem Nachlaß soll

in den Text das aufgenommen werden, was selbständige Bedeutung hat; von den wissenschaftlichen Schriften wird eine reichliche und sorgfältige Auswahl versprochen. Die Werke Goethes werden zunächst sachlich nach folgenden Gruppen gegliedert: Lyrik, Drama, erzählende Dichtungen, Autobiographisches, Kunst, Literatur, Naturwissenschaft. Innerhalb jeder Gruppe wird neben der sachlichen auch die zeitliche Anordnung zur Geltung gebracht. Der erste Band beginnt mit einem Lebensbilde Goethes, und den einzelnen Werken werden besondere Einleitungen vorausgeschickt. Die Anmerkungen werden weder unter noch nach dem Texte gegeben, sondern in zwei besonderen Bänden vereinigt. Die Besitzer der erschienenen Bände müssen sich allerdings bis zur Vollendung der Ausgabe im J. 1912 gedulden, werden aber dann diese Anmerkungen auf das bequemste benutzen können. Den Ausgaben sind gelegentlich illustrierende Bilder und Karten beigegeben. So enthalten die uns vorliegenden Bände z. B. ein Porträt der Frau von Stein, ein Bild des Goethehauses in Weimar, das humoristische Bild des Malers Kraus, das im „Neuesten von Blundersweiler“ erklärt wird, und Routenkarten zu Goethes Reisen in der Schweiz und im Rheingau. Endlich wird der Ausgabe als letzter Band ein Gesamtregister beigegeben, das in folgende Unterabteilungen zerfallen soll: 1. Goethe über seine Werke. 2. Sachregister. 3. Personenregister. 4. Ortsregister. 5. Verzeichnis sämtlicher Werke. 6. Verzeichnis sämtlicher Gedichte nach Anfängen und Überschriften.

Über die vorliegenden Bände ist wenig hinzuzufügen. Der Druck ist ein sauberer, gefälliger und gewiß auch sorgfältiger; nur sind im ersten Teil des dritten Bandes durch ein Versehen bei der Drucklegung hin und wieder höchst störende Lücken von halben Zeilen entstanden. Der dritte und vierte Band enthalten den größten Teil der Dramen. Den Hauptanteil an der Herausgabe hat Robert Niemann übernommen, nur die *Natürliche Tochter* und *Pandora* hat Eduard Scheidemantel und den *Jauit Karl* Alt herausgegeben. Jedem der drei Teile, in die jeder Band zerfällt, geht eine Einleitung voraus, welche die in ihm enthaltenen Dramen kurz bespricht. Über ein so vielbehandeltes Thema sich aufs neue äußern zu müssen, ist natürlich eine schwierige Aufgabe, bei der besonders die Versuchung bekämpft werden muß, daß es durchaus notwendig sei, etwas Neues und Überraschendes zu sagen. Dieser Versuchung ist von den Mitarbeitern unserer Ausgaben Niemann gelegentlich zum Opfer gefallen, dessen Einleitungen freilich auch

andererseits reich an fesselnden und geistvollen Ausführungen und interessanten Parallelen sind. Aber das Suchen nach Vergleichen führt ihn oft zu weit und bisweilen auch in die Irre, wenn er z. B. im Georg des Götz von Berlichingen den Stil von Lessings Philotas erkennen will. Was ist ihnen denn gemeinsam außer der Verbindung von Jugend und Heldentum? Und wo ist im Goetheschen Georg namentlich etwas vom antikisierenden, sentenzenreichen Stil des Lessingischen Philotas zu finden? Auch das Bestreben, hergebrachten Ansichten auszuweichen oder sie zu bekämpfen, hat sich bisweilen an Niemann gerächt. So sagt er auf Seite X in der Einleitung zum Götz über Weislingen: „es ist nichts verkehrter als die Charakteristik des Höfflings als Selbstbekenntnis aufzufassen und damit das Bild des jungen Goethe zu fälschen.“ Und wenn man das nächste Blatt umwendet, liest man auf Seite XII/XIII Goethes Charakteristik des Clavigo: „das Pendant zum Weislingen im „Götz“, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson.“ Und von diesem zweiten Weislingen sagt Niemann: „Goethe legt ein Bekenntnis ab, an dem er mit seinem tiefsten Innenleben beteiligt ist.“ Er billigt hier also ohne Einschränkung, was ihm noch drei Seiten zurück als Gipfelpunkt der Verkehrtheit erschien. Aber diese kleinen Sünden muß man bei Niemann als die Fehler seiner Tugenden in den Kauf nehmen, einer aus dem Vollen schöpfenden Belesenheit und eines Reichthums an originellen Gedanken, und sie vermögen jedenfalls den Wert seiner Leistung nicht bedeutend zu beeinträchtigen. Scheidemantel hat in seinen kurzen Einleitungen zur Natürlichen Tochter und Pandora das treffend hervorgehoben, was zum Verständnis der eigenartigen Kunstschönheit dieser nicht leicht zugänglichen Dichtungen führen kann. Die schwierigste Aufgabe hat der Hauptherausgeber, unser Landsmann Karl Alt, sich in der Einleitung zum Faust vorbehalten. Auf sehr gebrängtem Raume, auf 66 Seiten, hat er nicht nur die Vorgeschichte und Entstehungsgeschichte des Goetheschen Faust gegeben, sondern auch in einer Darlegung des Ganges der Dichtung die Grundlinien eines Faustkommentars. Es verdient gewiß große Anerkennung, wie er diesen überreichen Stoff in knapper und doch klarer und gefälliger Darstellung gemeistert und, ohne Originalität zu suchen, sich Selbständigkeit gewahrt hat. Der elfte Band enthält kleinere autobiographische Schriften, zunächst die Berichte über die drei Schweizer Reisen Goethes und über die Reise am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815. Der Herausgeber, Christian Boos, unterrichtet in

einer ausführlichen und interessanten Einleitung über diese Reisen und die Verhältnisse unter denen die Werke entstanden sind. Daran schließen sich die Tages- und Jahreshefte mit den ergänzenden „Biographischen Einzelheiten“, von Rudolf Bechel herausgegeben. Auch hier ist, was über den spröden Stoff zu sagen war, in der Vorbemerkung kurz und gut zusammengefaßt. Diesen Bänden, mit denen der Hempel redivivus sich in so würdiger Weise eingeführt hat, sind inzwischen noch manch andere gefolgt, die sich gleichfalls Anerkennung erworben haben, und es kann dem Unternehmen wohl gewünscht und geweißt werden, daß es trotz der jetzt so gesteigerten Konkurrenz sich sein Terrain erobern wird.

R. Wirsing.

C. v. Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien.¹

Der Verfasser dieses Buches hat schon früher interessante und bedeutende Arbeiten über den Kaukasus erscheinen lassen,² den er aus vieljähriger eigener Anschauung von Grund aus kennt, hat er doch in Tiflis als Erzieher in einem sehr hoch gestellten Hause seine Laufbahn begonnen, um dort später als Gymnasialdirektor zu wirken und auch seinen Lebensabend zu verbringen.

Wenn man, wie Referent, den Kaukasus kennt, findet man in dem vorliegenden, Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großherzogin Anastasia Michailowna von Mecklenburg-Schwerin, gewidmeten Werke, ebenso, wie in seinen früheren Arbeiten, natürlich viel Bekanntes aber auch reichen neuen Stoff, neue Beobachtungen und interessante neue Gedanken und Anschauungen über Land und Leute. Und das ist auch nicht anders möglich, denn der Kaukasus bietet, wie v. Hahn im Vorwort mit vollem Recht sagt, noch für eine stattliche Reihe von Büchern ausgiebiges Material, und ein Forscher, der wie der Verfasser „auf kurzen Reisen bei spärlich bemessener Zeit und beschränkten Mitteln im Genuß der freien Natur mit Lust und Liebe erschaut und erlebt, mit Interesse und Fleiß erfragt“, findet immer wieder Neues, Bemerkenswertes in diesem seit altersher jagen- und wunderumwobenen Lande.

¹) Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1911. Preis M. 6. - .

²) Aus dem Kaukasus, Reisen und Studien. Beiträge zur Kenntnis des Landes, 1892. Fr. M. 6. - . Kaukasische Reisen und Studien. Neue Beiträge zur Kenntnis des kaukasischen Landes, 1896, Fr. M. 6. - . Bilder aus dem Kaukasus. Neue Studien zur Kenntnis Kaukasiens, 1900. Fr. M. 6. - . Außerdem lieferte er auch: „Erster Versuch einer Erklärung kaukasischer geographischer Namen.“ Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1910. Fr. M. 3. - .

Sehr viele unserer Landsleute machen alljährlich Reisen hinaus ins Ausland und man kann es verstehen, daß bei dem hohen Kulturstande des Westens, den mancherlei Schätzen der Kunst und des Wissens, die in Museen und Sammlungen, in Kirchen und sonstigen alten historischen Bauwerken angehäuft sind, bei den landschaftlich-schönen Partien, die man aufsucht, jeder auf seine Rechnung kommt und die Reise voll genießt, da meistenteils auch dem Fremden durch Komfort und jegliches Entgegenkommen das unge störte Genießen garantiert wird. Wer aber ein Freund des Urwüchsig-Natürlichen ist, wem es nicht darauf ankommt auch mal etwas Unbequemlichkeit und Strapazen, ja auch kleine Entbehrungen mit in den Kauf zu nehmen, wen der stereotype Globetrotter, die Hotels mit ihren anglistierten Kellnerphysiognomien, die Überkultur unangenehm berührt, der suche doch einmal im Frühjahr oder Herbst den Kaukasus auf — viel teurer als eine längere Auslandsreise kommt das nicht — und zu dem Zwecke studiere er vorher G. v. Hahn's Bücher, in denen er über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Sagen und Aeltertümer, Geschichte und Sprache jenes uralten Kultur- gebiets Belehrung und Hinweise in reichem Maße und ansprechender Form dargeboten findet, so daß er mit geschärftem Blick für das Wichtige, mit einer Vorbereitung hinkommt, die ihn die hehre Schönheit der großartig-rauhen, andererseits aber auch stellenweise lieblichen Natur genießen läßt, ohne Wesentliches zu übersehen. Hat der Reisende noch die löbliche Angewohnheit ein Tagebuch zu führen, Volk und Vorgänge zu nehmen, wie sie sind, nicht von dem so sehr verbreiteten Standpunkt des Kulturfazels, der alles nicht Europäische, jeden nicht in das zivilisierte Schema passenden Menschen mit schnoddrig-berlinischem Spott als „Wilde“ abtut, — so wird er für immer einen reichen Vorrat an angenehmen Erinnerungen, eine Quelle fortwirkender tiefer Eindrücke mit hinweg- nehmen, die ihm manche stille Stunde daheim schöner gestalten.

Doch ich bin von meiner eigentlichen Aufgabe ganz abgekommen — das schöne Buch Hahn's weckte auch in mir Erinnerungen an jene vier herrlichen Monate (Mai—August), die ich in dem Wunderlande Kaukasus, dem „Gebirge der vielen Sprachen“ (Dschebel-al-sunji) der Araber verbringen durfte.

Der Inhalt des vorliegenden Buches bringt als Einleitung einen kurzen Nekrolog des begeisterten Erforschers jenes Gebiets, Dr. Gustav von Haxthausen, des Begründers des schönen kaukasischen Museums in Tiflis. Dann folgt eine Reise Hahn's nach Mingrelien, Samursakan und Abchasien im Sommer 1900, die uns mit der herrlichen Natur der Landschaften und ihren Bewohnern in kurzen und doch umfassenden Zügen bekannt macht. Ähnliche und doch wieder andersgestaltete originelle Zustände ent-

rollt vor unsren Augen die Reise ins Land der Tschetschenen und in das westliche Daghestan im Sommer 1901, der sich eine farbenpr채chtige Schilderung des wildesten Hoch-Daghestan aus dem J. 1902 anschlie脗t, mit historischen R點kblicken — Kämpfe mit Schamyl z. B. — und interessanten Beobachtungen über die verschiedenen dort lebenden Volksstämme und deren wechselseitige Beeinflussung. Nicht minder fesselnd ist das Kapitel über die Täler der „Großen Tschachwa“ und der Ksanka, sowie das sübliche Ossieten. Viel Interessantes und zum Nachdenken Anregendes bildet in demselben die Behandlung der Frage über die Herkunft und das Volkstum der Ossieten (Manen). Eine kurze Beschreibung einer Schülereykurston aus Tiflis nach dem Kloster Tschmiadzin am Ararat gibt uns einen Begriff vom Charakter der armenischen Landschaft.

Von großer Wichtigkeit scheint uns der Vortrag über kaukasische geographische Namen, den der Verfasser in der Abteilung der Kais. Russ. Geographischen Gesellschaft in Tiflis hielt und der hier abgedruckt ist. An der Hand desselben, bei der Erfärung der Namen, steigt in unsrer Einbildungskraft unwillkürlich ein Bild der so eigenartigen, wilden Natur des Kaukasus auf, wird uns ein Begriff über die Auffassungs- und Denkweise seiner Bewohner, mancher Einblick in Geschichte und Sage des Landes gegeben.

Sehr wertvolle Beigaben am Schlusse des Buches bilden die aus dem Russischen gebotene Überetzung einer Vorlesung des bekannten Zoologen und in Tiflis lebenden Erforschers jenes Gebiets, R. A. Satunin über die Tierwelt des Kaukasus, ihre Verteilung nach Regionen und ihre mutmaßliche Herkunft, sowie ein Versuch der Erforschung des Klimas im Kaukasus nach Figurovski und endlich als Anhang: eine Reise nach Transkaspien, nach einem Berichte des Oberlehrers N. Dinnik in den „Nachrichten der Tifliser Abt. der Kais. Russ. Geograph. Gesellsch. (Bd. XIX, № 4)“, eines bekannten Kaukasusforschers, der seinen Wohnsitz in Stavropol im Kubangebiet hat.

Ich bin überzeugt, da脗 Niemand die Anschaffung dieses schönen Buches bedauern wird — im Gegenteil, er wird sich auch die oben angeführten übrigen Arbeiten des Verfassers kommen lassen und so wenigstens in Gedanken eine Reise durch das alte Wunderland machen, wenn es ihm die Umstände nicht gestatten, selbst hinzugehn und zu schauen, um dann später Hahn's Buch noch mal s vorzunehmen.

R. Gr ev é.

Zur Finnlandfrage.

Vielleicht veranlaßt durch das Referat der „B. W.“ über „Finnland im Jahre 1911“ im Märzheft, ist der Vorsitzende der Kommission zur Systematisierung der finnländischen Gesetze Herr N. v. Korewo, so freundlich gewesen, uns einige in deutscher Sprache veröffentlichte Broschüren zu übersenden, welche die Frage von russischem Standpunkt beleuchten. Je weitere Kreise diese Frage gegenwärtig interessiert, desto mehr will es uns angebracht scheinen, unsere Lesern nun auch über die Anschauungen wie sie bei hervorragenden Vertretern der russischen Auffassung herrschen, zu referieren. Wir behalten uns vor auf die übrigen Broschüren in einem der nächsten Hefte einzugehen und berichten hier zunächst über zwei Briefe, die Herr v. Korewo an den Herausgeber der „Times“ gerichtet hat¹.

Das erste Schreiben wurde veranlaßt durch einen von Professor J. Westlake in der „Times“ vom 1. Nov. 1910 veröffentlichten Brief, in dem dieser zahlreiche Zitate aus einem Schreiben des finnländischen Politikers L. Mechelin anführte. Darauf antwortete Herr v. Korewo in derselben Zeitung am 2. Dezember 1910. Wir geben im Folgenden einen Auszug der wesentlichen Stellen wieder, da sie in zusammenfassender Weise den russischen Standpunkt wiederspiegeln:

„Dem Wortlaut des Briefes nach, besteht die Frage, welche der außerordentliche finnländische Landtag beantwortet hat, darin „ob Finnland auf eine konstitutionelle Sonderexistenz verzichten“. . . „und anstatt einer solchen die Stellung einer Provinz mit beschränkten und vom Willen der Reichsgesetzgebung in Abhängigkeit stehenden Rechten akzeptieren werde.“

Eine solche Frage ist dem Landtag nicht gestellt worden, und lag auch kein Grund dazu vor.

Wir besitzen keine einzige Urkunde, durch welche Finnland in einen Sonderstaat verwandelt worden wäre, und fußen die Verteidiger der Staatlichkeit Finnlands auf einzelnen Ausdrücken alter Urkunden, ohne die präzisen Definitionen vieler, und unter diesen auch finnländischer Gesetze, in welchen Finnland eine russ. Provinz genannt wird, zu beachten. Derselben Anschauung

¹) „Zur Finnländischen Frage. Schreiben des Vorsitzenden der Allruss. eingef. Kommission zur Systemat. d. finnl. Gesetze N. v. Korewo an den Hrsg. der Ztg. „Times“. St. Petersburg, 1911. 28 S.

huldigten die finnländischen Politiker und Gelehrten durchweg bis zur Restitution der Tätigkeit des Landtags im J. 1863. . . .

Die Stellung Finnlands im russischen Reichskörper als eines einverleibten Gebiets, welches in Bezug auf innere (d. h. rein lokale) Angelegenheiten eine ausgedehnte Autonomie genießt, kann nicht vom Willen der Landesständeverammlung abhängen, sie ist festgelegt durch den Vertrag zu Fredrikshamn, laut welchem die Schweden aberoberten 6 Gouvernements und ein Teil von Westerbotten in den Besitz und unter die oberhoheitliche Herrschaft des russischen Reiches übergingen, sowie durch §§ 1 und 2 der Reichsgrundgesetze; folglich war diese Stellung stets von der gesetzgebenden Gewalt des souveränen Rußland abhängig und ist es auch jetzt. Im Wege der Reichsgesetzgebung ist sogar in den ersten Jahren nach der Eroberung Finnlands für dasselbe eine ganze Reihe von Gesetzen erlassen worden.

Der Hinweis des H. Meckelin darauf, daß „die die gemeinsamen Interessen beider Länder betreffenden Fragen bisher durch parallele russische und finnländische Gesetze geregelt wurden“, erweist sich als der am wenigsten stichhaltige Einwurf gegen das Gesetz vom 17. Juni 1910. In der Tat waren die Interessen Rußlands durch Erlassung paralleler Gesetze in genügendem Maße sichergestellt, solange die finnländische Gesetzgebung (von 1809 bis 1863) vom persönlichen und alleinigen Willen des Kaisers abhing, und keine Landtage zusammenberufen wurden. Es ist jedoch (besonders nach der Reform der gesetzgeberischen Verfassung des Reiches) die Möglichkeit der Emanierung paralleler Gesetze unter Mitwirkung einerseits des Landtags, andererseits der Reichsduma und des Reichsrats, ohne überwiegende Bedeutung der letzteren, natürlich mehr als zweifelhaft. . . .

Das am 17. Juni 1910 Allerhöchst bestätigte Gesetz über die Erlassung von Gesetzen allgemeinstaatlicher Bedeutung, die Finnland betreffen, hat das Prinzip der russisch-finnländischen Beziehungen nicht geändert. Es war dies Gesetz lediglich eine notwendige Ausbildung des Gesetzes vom 3. Februar 1899. . . .

§ 2 des Gesetzes vom 17. Juni enthält in analoger Anlehnung an § 4 der deutschen Reichsverfassung eine Aufzählung von Angelegenheiten allgemeinstaatlicher Bedeutung. Viele der in derselben angerührten Fragen wurden bisher persönlich und allein vom Kaiser im Wege der finnländischen administrativen Gesetz-

gebung entschieden. Von jetzt ab werden diese Fragen (z. B. die Verwendung der russischen Staatsprache in Finnland, die Beaufsichtigung des Schulwesens, das Zollwesen und die Zolltarife, die Post, die Telephone, die Eisenbahnen, das Loosten- und Leuchtturmwesen usw.) unter Mitwirkung der Reichsduma und des Reichsrats entschieden werden, und folglich weniger von bureaukratischen Einflüssen, welche die Finnländer so sehr fürchten, abhängen. Als Antwort aber auf die Beschuldigung, das Gesetz vom 17. Juni 1910 werde die finnländische Autonomie völlig vernichten, ist es angebracht, die Hauptfragen aus der Zahl derer, welche auch nach diesem Gesetz im Wege der finnländischen Gesetzgebung ihre Erledigung finden werden, aufzuzählen. Es sind das: die Verwaltung der Gouvernements des Großfürstentums, die Befugnisse und Obliegenheiten der Gouverneure, die Organisation der Polizei, die städtische und landamtliche autonome Gemeindeverwaltung, der Kronsdienst in Finnland, die Ruhegehälter und Unterstützungsgelder, die Pensionsinstitute, die Abgaben (mit Ausnahme der Abgaben zu Kriegszwecken), die Steuern und Lasten (außer den zur Bestreitung allgemeinstaatlicher Ausgaben bestimmten), die Bergbauindustrie, das Holzflößwesen und Forstwesen, die Rechnungsführung und das Rechenschaftswesen, die ständische Organisation und die Standesprivilegien (außer den Rechten der russischen Untertanen, welche nicht finnländische Bürger sind, und der Ausländer), die Zivilgesetze (außer dem Schutz der Eigentumsrechte an Kunstprodukten und der Rechte von Gesellschaften und Kompagnien, die in anderen Teilen des Reichs gegründet wurden) die Landvermessungs- und Kirchengesetze (außer den geistlichen Angelegenheiten der orthodoxen und der römisch-katholischen Kirchen), die Kriminal- und Justizgesetze (im Interesse des Staats können Ausnahmen vorgeschrieben werden), das Unterrichtswesen und seine Organisation (außer der Beaufsichtigung der Programme in Bezug auf die Wahrung der staatlichen Interessen), die Gesetzgebung betreffs der Banken und Anleihen, das Wechselrecht, die Konkursordnung, die Industrie, . . . die Landwirtschaft, die Jagd usw. . . .

Diese Aufzählung könnte auf Wunsch noch fortgesetzt werden, doch ist auch das Angeführte hinreichend, um sich zu vergewissern, in welchem Maße auch nach dem 17. Juni 1910 die Autonomie Finnlands in Sachen, welche ihrem Wesen nach zu den lokalen innern Angelegenheiten des Landes zählen, erhalten geblieben ist. Die Finnländer beklagen sich darüber, daß das Verzeichnis allge-

meinstaatlicher Angelegenheiten erweitert und ihre Autonomie beschränkt werden könne, doch darf man nicht außer acht lassen, daß für den Fall einer Modifikation des Gesetzes vom 17. Juni 1910 besondere Garantien gegeben sind, und daß eine solche in gleicher Weise, wie bei den Staatsgrundgesetzen, nur im Wege der Gesetzgebung auf Anregung des Kaisers hin möglich ist. In den Staatsgrundgesetzen ist allerdings kein Hinweis darauf enthalten, daß § 2 dieser Gesetze nur mit Zustimmung des Landtags aufgehoben oder modifiziert werden könne, und könnte die finnländische Autonomie natürlich im Wege der russischen Grundgesetze aufgehoben, beschränkt oder erweitert werden. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß die Absicht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, vorhanden sei; im Gegenteil, Rußland erachtete und erachtet das Bestehen der Provinzialautonomie Finnlands als nützlich auch für sich, nicht etwa allein für Finnland, und die Finnländer sollten aufhören, Rußland eines Andern zu belehren.

H. Weistake behauptet von Finnland, daß „dort weder separatistische Bestrebungen, noch ein Trachten, die Vollziehung der durch gemeinsame Interessen gebotenen Gesetze zu umgehen, existiert habe“. Natürlich wäre es wünschenswert, daß der finnländische Landtag es verstände, sich zum Verständnis des staatlichen Wohl emporzuschwingen, und unter Abstandnahme von seiner russenfeindlichen Politik den aufrichtigen Wunsch bekunden wollte, auch das Leid, und nicht nur die Freuden, mit Rußland zu teilen. In Wirklichkeit aber verhält sich die Sache anders. Hätte der Landtag von dem ihm im Jahre 1876 eingeräumten Recht der Initiative Gebrauch gemacht, und den von dem bekannten Afjakoff ihm gegenüber noch im Jahre 1860 ausgesprochenen Wunsch betreffs der rechtlichen Gleichstellung der Russen mit den Finnländern, welche ja in den russischen Gouvernements volle Gleichberechtigung mit den Russen genießen, erfüllt, anstatt letztere nicht allein politischer, sondern auch ziviler und industrieller Rechte zu berauben, so wäre wohl kaum in das Gesetz vom 17. Juni der Paragraph, welcher diese Angelegenheit der Kompetenz der Reichsduma unterstellt, aufgenommen worden. Nach erfolgter Erlassung des Gesetzes vom 17. Juni aber begannen die Finnländer Europa zu versichern, daß sie stets bereit gewesen seien, den Bedürfnissen Rußlands Genüge zu tun (mit dem Vorbehalt: die Bedürfnisse, welche sie, die Finnländer, als reell und berechtigt anerkennen), vorausgesetzt, daß die Angelegenheit im Wege der Gesetzgebung durch den Landtag gehe. . .

Eine ganze Reihe von Gesetzesentwürfen, welche in den Jahren 1907, 1908 und 1909 zur Vorlage gelangten, enthält tatsächlich Verordnungen, laut welchen geborenen Russen, Besitzern von Immobilien in Finnland, der Eintritt in die Mitgliedschaft der kommunalen Pacht-, Vermessungs-, Wegeämter cz. verwehrt wurde (ungeachtet geltend gemachter Ansprüche). Der Gesetzesentwurf von 1907 betreffs der Gewerbe verwehrte den Russen das Recht, als Gewerbebedeutende aufzutreten usw. . . . Besonders interessant aber ist der von H. Mechelin im Jahre 1907 ausgearbeitete Entwurf einer Regierungsform, laut welchem, unter Aufhebung der Urkunden von 1891 und 1893, projektiert wurde, den Russen das Recht des freien Ankaufs von Grundstücken in Finnland zu entziehen, und zu bestimmen, daß sie, ebenso wie die Ausländer, nur auf Grund eines besonderen Allerhöchsten Befehls in jedem einzelnen Falle, Grundbesitz im Lande erwerben können, wobei auch das Gouvernement Wiborg, welches 30 Kilometer von Petersburg entfernt ist und immer mehr und mehr zu einem Petersburger Sommeraufenthaltsort wird, nicht ausgenommen war.

Was die strategische Sicherheit des Reichs, welcher seitens Finnlands angeblich keine Gefahr droht, anbetrifft, so ist, wie der österreichische Militärschriftsteller v. Urbyn-Bruszyński bezeugt, die Absonderung Finnlands von Rußland dermaßen groß, daß im Falle eines Krieges Rußlands mit irgend einer westeuropäischen Macht (z. B. Deutschland) alle Sympathien Finnlands auf Seiten dieser Macht, und die russischen Truppen in Finnland wie in einem feindlichen Lande, sein werden.“

*

In derselben Nr. der „Times“ hatte Prof. Westlake nun auch seinerseits ein Schreiben hinzugefügt, das H. v. Korewo nicht glauben unbeantwortet lassen zu sollen. Er erwiderte in der „Times“ vom 6. März 1911. — Auch von diesem Briefe seien hier die entscheidenden Stellen wiedergegeben:

„Die „Informationen“, welche Herr Westlake in seinem Briefe gesammelt hat, beweisen, daß er selbst seine Kenntnis der russisch-finnländischen Beziehungen nicht aus den Urquellen geschöpft hat, infolge dessen konnte er sich auch nicht kritisch zu dem ihm von seinen Auskunftgebern erteilten Informationen stellen. . . .

Unter solchen Umständen ist es recht schwer, Herrn Westlake zu antworten. So schrieb ich darüber, daß der Landtag von 1886 an die Möglichkeit hatte, mittels Landtagsgesetze Russen, und unter solchen auch Juden, ohne Überführung in die finnländische Landeszugehörigkeit, das ihnen bis heute nicht zustehende Recht einzuräumen, in Finnland Schiffbau zu betreiben, Schiffe zu befehligen, Eisenbahnen zu bauen, Vormundschaft auszuüben zc., welche Rechte die Finnländer auch ohne besondere Überführung in übrigen Reiche innehaben. Professor Westlake aber antwortet mir, daß der Landtag hinsichtlich der Gesetze, welche die Überführungen in die finnländische Landeszugehörigkeit betreffen und der persönlichen und alleinigen Kompetenz des Kaisers unterstehen, keine gesetzgebende Initiative besitzt. Dieses ist vollkommen richtig, aber es handelt sich nicht um die Überführung. Würde Herr Westlake übrigens vielleicht vorziehen, daß der Kaiser kraft seines ihm zustehenden Rechtes alle 160 Mill. Russen in die finnländische Landeszugehörigkeit überführte?

Ferner behauptet Herr Westlake, Finnland gelte in internationaler Hinsicht nicht als Staat, schreibt jedoch zugleich, daß die Russen in Finnland ausgedehntere zivile und industrielle Rechte innehaben, als andre Ausländer. Die Russen sind nun aber eben in Finnland keine Ausländer. Will man sie aber als Ausländer betrachten, so wird man auch in internationaler Hinsicht Finnland als Staat anerkennen müssen. . . .

Offenbar hat Herr Westlake keine Ahnung von der Menge ungerechter Vergünstigungen, welche die Finnländer genießen, indem sie keine persönliche Wehrpflicht leisten und keine Abgaben für die Reichswehr, den Unterhalt des kaiserlichen Hofes, die ausländische Vertretung zc. entrichten. Diese Vergünstigungen sind natürlich gar zu verlockend, und wird darum die Regierung nur dann die Möglichkeit haben, den Übertritt in die finnländische Landeszugehörigkeit nicht zu erschweren, wenn die Finnländer in gleicher Weise mit uns die persönliche Wehrpflicht zum Schutze des gemeinsamen Vaterlandes leisten und an allen allgemeinstaatlichen Ausgaben teilnehmen werden.

Hat Finnland Anspruch darauf erhoben, in internationalem Sinne als Staat zu gelten, oder nicht, wie Herr Westlake schreibt? Antwort hierauf geben die wiederholten Versuche der Finnländer, die Anerkennung der Neutralität Finnlands, eine eigene Flagge und die Einsetzung eigener Konsule durchzusetzen, sowie ihr stetes

Streben, in internationalen Versammlungen (auf Kongressen, Ausstellungen etc.) gesondert von Rußland aufzutreten. . . .

Herr Westlake spricht die kühne Behauptung aus, in Finnland seien nur solche Gesetze in Kraft, welche durch Vermittlung finnländischer Behörden erlassen wurden. Er glaubt seinen Auskunftsgebern; sich persönlich mit den russischen Urkunden bekannt machen, will oder kann er jedoch nicht. Andernfalls würde er nicht solche Beispiele allgemeinstaattlicher Gesetzgebung mit Schweigen übergehen, wie das Gesetz vom 20 November 1909 (S. B. P. № 23966), kraft dessen die Verkehrswege des neuverleibten Finnlands den VIII. Bezirk der allgemeinen Reichsverwaltung der Kommunikationswege bildeten usw. usw. . . .

Endlich ist Herrn Westlake auch das unbekannt, daß noch im J. 1893 ein Allerhöchster Befehl, den die Finnländer mit Stillschweigen zu übergehen pflegen, erfolgte, den zu jener Zeit ausgearbeiteten Entwurf der finnländischen Provinzialgrundgesetze unmittelbar, d. h. sogar ohne das Gutachten des finnländischen Landtags, dem Reichsrat zur Prüfung zu übergeben. Unbekannt ist ihm auch der Umstand, daß die finnländische Landtagsordnung lediglich zur Entscheidung innerer, d. h. lokaler Angelegenheiten, emanirt wurde, keineswegs aber zur Entscheidung von Angelegenheiten allgemeinstaattlicher Bedeutung. . . . Indem unter andern von Mechelin, Grippenbergh und von Langhoff, dem Minister des Staatssekretariats für finnländische Angelegenheiten, unterzeichneten Journal der besonderen beratenden Versammlung, welche den Entwurf der neuen Landtagsordnung prüfte, ist gesagt: „Die beratende Versammlung hat den durch die Manifeste vom 6. Aug. 1905 und 20. Febr. 1906 betreffs der Konstituierung der Reichsduma kundgegebenen Allerhöchsten Willen, daß hinsichtlich des bei der Veratung von Gesetzen, welche gemeinsame Gültigkeit für das Reich und das Großfürstentum Finnland haben, zu beobachtenden Verfahrens, zu seiner Zeit besondere Weisungen erteilt werden sollen, zur Kenntnis genommen. Demzufolge ist gegenwärtige Versammlung nicht befugt, über die Frage von der Abfassung und Prüfung von Gesetzen, die gemeinsame Gültigkeit für das Reich und das Großfürstentum Finnland haben, zu beraten.“. . . Im Manifest vom 14. März 1910 hat der Kaiser die 1905 und 1906 angekündigten Weisungen gegeben und unter Abstandnahme von einer persönlichen Entscheidung dieser Angelegenheit aus eigener Machtvollkommenheit, die Frage von dem Verfahren bei Entschei-

dung allgemeinstaattlicher Angelegenheiten der russischen Volksvertretung zur Beschlußnahme übergeben; das Ergebnis war das allgemeinstaattliche Gesetz vom 17. Juni 1910.

Die von Herrn Westlake zitierten §§ 1 und 2 der Reichsgrundgesetze stellen in klarer Weise fest, daß Rußland ein einheitliches Reich ist, und schließen die Möglichkeit der Anerkennung Finnlands als Staat aus. Irgend welche vertragsmäßige Beziehungen zwischen Rußland und Finnland gibt es nicht und hat es nie gegeben, und ist die Stellung Rußlands zu Finnland das Verhältnis eines einheitlichen Staates zu seiner laut den Friedensschlüssen zu Fredrikshamn, Abo und Nystad inorporierten Provinz."



Eine Korrektur.

In der Notiz über „Die Landbevölkerung Harriens nach dem Nordischen Kriege“ in den „Kulturgesch. Miscellen“ (Februarheft der „B. M.“ S. 116) hat sich ein merkwürdiger Fehler eingeschlichen. Dort ist nämlich Dr. **F. Baron Oken-Sacken** als Verfasser des „Beitrages zur Gütergesch. Estlands“ genannt, der jenem kleinen obengenannten Artikel zu Grunde lag, während in Wirklichkeit Dr. **F. Baron Angern-Sternberg** der Verfasser ist und auch als solcher im betr. Druck (in den estländischen „Beiträgen“ Bd. 7 — daß a. a. O. Anm. 1, Bd. 17 steht, ist natürlich Druckfehler —) deutlich genug genannt wird. Das ist natürlich für mich, den Verf. jener Miscelle, ein recht fataler lapsus calami, aber tatsächlich auch nichts mehr als ein solcher, wie er eben mitunter vorkommt, erklärbar vielleicht aus dem Umstande, daß mir in jener Zeit der Name des Dr. F. Baron Oken-Sacken aus andren Gründen öfter im Gedächtnis lag und dann bei der Niederschrift der einleitenden Sätze in die Feder flog. Es wird ja wohl niemand sagen wollen, daß der Verfasser der kleinen Miscelle jenen „Beitrag z. Gütergesch. Estlands“ nur flüchtig eingesehen hat, und daß der kuriose Lapsus daraus zu erklären und danach zu beurteilen sei.

Dr. F. r. B i e n e m a n n.

En gros!

En détail!

OTTO SCHWARZ,
Riga,

Wein- und Zigarren-Import.

Größte Auswahl

in

Importierten Weinen.

Spezialität:

Mosel-, Rhein-

und

Bordeaux-Weine

Bei Abnahme von 50 oder 100 Flaschen einer Sorte äußerst
günstige Netto-Preise.

Echte Douro-Portweine

von 150—500 Kop.

↔ Havana- und deutsche Zigarren. ↔

Langensiepen & Co.,

Aktien-Gesellschaft.

gr. Königstr. 32. R I G A, gr. Königstr. 32.

Armaturen-, Spritzen- u. Pumpen-Fabrik, Maschinen-
lager u. Technisches Bureau,

Telegr.-Adr.: „E l f o.“ — Telephon Nr. 544, 1744, 2844.

**Spezialabteilung für Zentralheizung, Wasserleitung
und Kanalisation.**

Armaturen aller Art für Dampf und Wasser,
Pumpen für die versch. Zwecke mit Hand-, Riemen- u. Dampftrieb.

Haus-, Hof- u. Straßenpumpen,
Kalifornia-Pumpen,
Gardapumpen,

Absaugpumpen,
Allweiser-Pumpen,
Bügel-Pumpen.

Tiefbrunnen-Anlagen.

Dampfpumpen,

Original-Worthington-Pumpen,

Feuerspritzen für Hand- u. Dampftrieb.

Garten-Spritzen.

Feuerwehr-Ausrüstungsgegenstände.

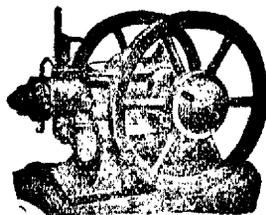
Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Naphtha-Motore

„PERKUN“,

stationär und fahrbar.

Man in den Ostseeprovinzen über 200 St. im
Betriebe zu beständigen. Hervorragend geeignet zum
Antriebe von Maschinen aller Art, sowie für
elektrische Beleuchtungszwecke.



— **≡ Ausführliche Offerten auf Anfrage gratis. ≡** —

R. OTTO. KGL. HOF GRAVEUR
 BERLIN 1896: SILB. STAATS-MED. CHICAGO: PREISRICHTER. PARIS 1900: GOLD. MED.
HERALDISCHES KUNSTINSTITUT
EDELSTEIN-U. METALLGRAVIERUNGEN
LITHOGRAPHIEN. PAPIERPRÄGUNGEN
ENTWÜRFE. MALEREIEN. EX LIBRIS E.T.C.
JETZT: BERLIN W. 8. CHARLOTTENSTRASSE 29-30



Mechanische Stickerei für
 Carbinen, Decken, Portieren etc.

Kunstgewerbliches Zeichen- u.

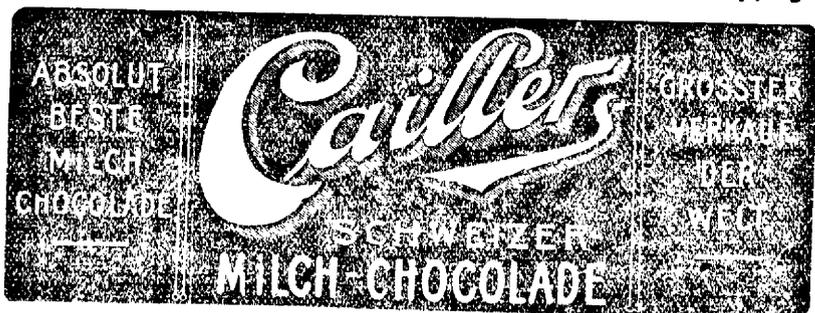
Kalkstr. 14. Stick-Atelier Kalkstr. 14.

empfehl't sich zur Anfertigung von Aufzeichnungen
 resp. Ausführungen aller Art Handarbeiten nach
 eigenen oder eingesandten Entwürfen.

Modelle u. Material
 auf Lager.

Louis Hagebeck.

Gr. Maschinen in vorgez. und
 fertig. Maschinen engl. Proberie.



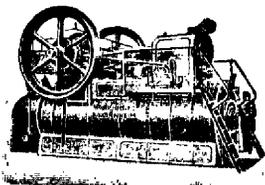
ABSOLUT BESTE MILCH-CHOCOLADE
Carillet
 GROSSTER HERBARTH
 SCHWEIZER MILCH-CHOCOLADE

Aërologengas-Apparate,

die schönste, billigste und gefahrloseste **Zentral-Beleuchtung** für Wohnungen, Sanatorien, Wirtschaftsgebäude etc.
 Tel. 2010. besonders für **Gutshöfe.** Tel. 2010.

General-Vertreter der **Ing. Techn. N. v. Antropoff**, Niga, Schülenstr. 14.
 Aërologengas-Aktiengesellschaft

Referenz-Anlagen: Kurhaus Dubbeln, Sanatorium von Dr. med. Dietrich in Sassenhof, neues Gebäude der Stadt-Sparkasse in Mitau, Fabrik Richard Mayer in Reval, div. Güter, etc. Zu besichtigen beim Generalvertreter. — Prospekte und Kostenanschläge gratis. — Bedienung 10 Minuten täglich, durch jeden ausführbar.



Sie werden Vorteile
erzielen,

wenn bei Vergebung von Aufträgen auf
technische Maschinen, Pumpen, Motoren etc.,
Offerten auch von der unterzeichneten bereits 37 Jahre
bestehenden Firma eingeholt werden!

Sugo Hermann Meyer



RIGA, gegr. 1873.

— Riga 1901. Goldene Medaille. —

Gegründet 1838.

Emil Martin

Orgelbauanstalt,

Industriestrasse 9, R i g a, Industriestrasse 9,
Bau v. Kirchen-, Concert- u. Schul-Orgeln jeder
Grösse nach der neuesten Konstruktion, mechanischen und
pneumatischen.

Annahme z. Stimmen, Umbauen u. Reparieren.
Vertreter für Süd-Russland: W. Paulin, Organist und
Orgelrevisor in Verdjansk.

Erste Annflicht-Photographie L. HAUPT, Riga,

Alexanderstrasse Nr. 40,

empfiehlt sich zur Ausführung von
Portraits, Kinder- und Gruppen-Aufnahmen aller Art, Fahrkarten, Ver-
größerungen farbiger Bilder etc. Alle Aufnahmen werden mittelst
modernstem elektrischem Beleuchtungs-Apparat

ohne Glashaus (reflectirte Ultraviolet-Strahlen), welcher besser als
Tageslicht arbeitet, hergestellt.

Schnellste Bildertieferungen, beste Ausführung, mäßige Preise.
Geöffnet von 9 Uhr morgens bis 1/28 Uhr abends. Sonntags von 10 bis 5 Uhr.
bei vorheriger Meldung auch später.

Hygienisches
Tafel-Salz

Herstellung
und Verpackung vom Arzt
begutachtet.



Fabrik-Markte.

Im Gebrauch stets trocken, wodurch ein Zusammenballen des Salzes ausgeschlossen.

Darf in keinem Haushalt und auf keiner Tafel
fehlen!

Echt nur in Originalpackung: in Pergament und eigens präpariertem Karton.

Beim Gebrauch sind die Glasflaschen der Fabrik zu benutzen.

Konservensalz „Kristall“

zum Salzen von Fleisch, Fisch, Butter, Gemüse
u. dgl.

J. J. Komen, Riga.

Postfach 296.

====
Telegraphadresse: Komenzol.
====

Est.
 A-1457
 73.4

H. C. RUSTAD,

Spezial-Sporthaus,

Jakobstraße 18, Riga, Jakobstraße 18.

empfiehlt in größter Auswahl:

Fußbälle,
 Fußballkiesel,
 Schienbeinschützer,
 Torneke usw.

Lawn-Tennis-Rackets,
 Bälle und Netze,
 Tennis-Schuhe,
 Tennis-Blusen etc.

Wurfspeere, Kugeln, Diskus, Nagelschuhe.

Angel-Geräte.

Katalog gratis und franco.

Bei Anfragen bitte sich auf die „Baltische Monatschrift“ zu beziehen.



A. DANZIGER,

Dampf-Färberei u. Chem. Reinigung,
 seit 19. August 1910

Hoflieferant Ihrer Majestät der Kaiserin
 Alexandra Feodorowna.

Fabriken in Riga, St. Petersburg, Moskau.

Filialen in Riga:

| | | | |
|---------------------|-----------|---|------------|
| Scharrenstraße 4. | Tel. 506. | Dorpaterstraße 20. | Tel. 1697. |
| Alexanderstraße 31. | " 1698. | Sworowstraße 17. | " 3137. |
| Alexanderstraße 89. | " | Nicolaistraße 17. | " 4459. |
| Kauffstraße 11. | " 1924. | Annahme u. Fabrik: Revalerstr. 5. T. 507. | |

Post-Adresse: Riga, Revalerstraße 5.

Für Postsendungen: Ermäßigte Preise.